Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wied vorausbezahlt mit 6 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr mit . . 3 fl. — kr.

Für einen Monat mit . . . — fl. 45 kr.

Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . . . — fl. 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns das verehrliche Lesepublicum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt 9 fl. — kr.

Für ein halbes Jahr . . . 5 fl. — kr.

Für einen Monat . . . . 1 fl. — kr.

Für 1 Band per Tag . . . . — fl. 3 kr.

Beide Abonnemente sind strenge geschieden und können sowohl im deutschen wie im frauzösischen Abonnement nur die dahin gehörigen Bücher abgegeben werden.

Derjenige der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
(Frauenplatz Nro. 8.)

Die Demokraten.

Ein Roman

in Bildern aus dem Sommer 1848,

von

Adolph Streckfuß.

Dritter Theil.

Berlin, 1850.

Verlag von Friedrich Gerhard.

Erstes Kapitel.

Demokratische Theorien.

Es war am 15. October des Jahres 1848. Hugo von Warren saß mit dem Major von Arnow in seinem Zimmer. Der Major hatte sich behaglich zurückgelehnt in die weichen Kissen des Sopha's und rauchte sehr gemüthlich seine Cigarre.

Hugo hatte den Kopf in die Hand gestützt und schaute finster vor sich nieder, nur ab und zu ließ er ein Wort hineinfließen in das geistreiche Gespräch des Majors.

Mit Hugo war in den Monaten, welche vergangen waren, seit den Begebenheiten, welche wir in den letzten Capiteln erzählten, eine gewaltige Veränderung vorgegangen.

Hugo von Warren war kaum mehr derselbe Mensch, der er zu jener Zeit gewesen war.

Sein Antlitz war bleich, sein Auge düster und sorgenvoll geworden. Der frische, heitere Jugendmuth, welcher den jungen Mann beseelt hatte, als er im Frühjahr nach Berlin gekommen war, um sich hineinzuwerfen in den Strom der demokratischen Bewegung, war vollständig von ihm gewichen. Aus dem fröhlichen, jugendkräftigen, lebensmuthigen Jüngling, war ein ernster Mann geworden, der mit trüben Blicken hinschaute über die Vergangenheit und mit noch trüberen in die Zukunft.

Auch Hugo's äußere Verhältnisse hatten sich sehr verändert; sein Vater war im Sommer plötzlich gestorben und Hugo durch diesen Todesfall, da der Vater sein Testament zu machen verabsäumt hatte, zum reichen Mann geworden.

Wir finden ihn auch deshalb nicht mehr in jenem ärmlichen Stübchen, welches er bei seiner Ankunft in Berlin bewohnte, sondern in einem reich und elegant möblirten Zimmer der Beletage eines Hauses, welches in einer der ersten Straßen Berlins liegt. Aber diese Veränderung seiner Vermögens-Umstände hatte Hugo nicht glücklicher

gemacht. Ihm lag nicht daran, ob er etwas besser, oder etwas weniger gut lebte; seine Feder hatte ihm so viel gebracht, daß er davon leben konnte und mehr verlangte Hugo nicht; sein Reichthum machte ihn nicht froh und er sah mit nicht weniger trüben Blicken in die Zukunft, weil er selbst vor Armuth nnd Noth geschützt war.

Hugo war seit der Zeit, in der die demokratischen Führer ihm ein so großes Mißtrauen bewiesen hatten, wenig mehr öffentlich aufgetreten, er hatte sich etwas zurückgezogen von der persönlichen Agitation, aber er hatte mit scharfen Augen, mit forschendem Geiste die Bewegung des Sommers 1848 verfolgt und täglich mehr und mehr hatte sich die trübe Ueberzeugung in ihm festgestellt, daß die schöne Freiheitserhebung des Frühlings durch die Ueberstürzungen einiger Führer und durch die Rath-That- und Planlosigkeit, durch die Furchtsamkeit und das Zagen Anderer einem schmählichen Ende entgegen gehe.

Immer mehr und mehr hatte Hugo sich davon überzeugt, daß die demokratische Partei, trotz der

Reinheit ihrer Grundsätze, trotz der herrlichen Idee, welche sie beseelte, doch aus Mangel an tüchtigen Führern, aus Mangel an Männern, welche mit Geist und Energie sich an die Spitze der Partei stellen konnten, ihrer Besiegung nahe sei.

Der Verdacht, welcher sich eine Zeit lang gegen Hugo unter den Führern der Demokratie gezeigt hatte, war bald dem vollkommensten Vertrauen gewichen, weil auch nicht die geringste Spur sich zeigte, welche einen solchen Verdacht hätte bestättigen können. Hugo war deshalb nach wie vor nicht nur zu den Versammlungen der demokratischen Führer zugelassen worden, sondern man hatte ihn sogar vielfach und dringend aufgefordert, ja gebeten, der demokratischen Partei mit Rath und That beizustehen.

Hugo war daher in steter Verbindung mit den Führern der Demokratie geblieben, er war auf das Genaueste unterrichtet gewesen von allen ihren Plänen, auf das Genaueste von allen den Mitteln, welche ihnen zu Gebote standen und er war dadurch in den Stand gesetzt worden, deutlich alle

die Fehler zu durchschauen, welche die demokratische Partei im Sommer 1848 beging und welche den Untergang derselben herbeiführten.

Vergeblich hatte Hugo den einen Theil zur Mäßigung, zum ruhigen, besonnenen Fortschreiten, vergeblich den andern zur Energie, zum thatkräftigen Handeln zu bewegen gestrebt; seine Worte scheiterten an der Blindheit und Eitelkeit Derjenigen, welche sich berufen glaubten, das Volk zu leiten und welche doch in der That keine anderen Talente besaßen, als die, in einer schönen, phrasenreichen Rede die Aufmerksamkeit des Volkes zu fesseln und sich das Wohlwollen und die Liebe desselben dadurch zu erwerben.

Während Hugo auf diese Weise stets vollkommen unterrichtet war von den Plänen der Demokratie, hatte er auf der andern Seite auch eine ziemlich genaue Kenntniß von den Umtrieben der royalistischen Partei durch seine Cousine, Klärchen von Warren.

Hugo war seit jenem Balle, den wir beschrieben haben, eine Zeit lang im Hause seines Oheims

aus und eingegangen, aber er hatte nicht lange diesen Umgang, so wünschenswerth er ihm auch in gewisser Beziehung war, fortsetzen können, denn der Geheimerath von Warren hatte es nicht über sich vermocht, seinen Neffen stets mit der Freundlichkeit, wie das erste Mal zu empfangen. Er hatte wiederholt Versuche gemacht, Hugo in die Reihen der Aristokratie hineinzuziehen, aber alle diese Versuche waren gescheitert an der festen ehrenhaften Gesinnung Hugo's und es war dabei zu lebhaften Scenen des Streites zwischen beiden Verwandten gekommen, so daß Hugo endlich eingesehen hatte, es sei besser, wenn er das Haus seines Oheims nicht mehr besuche.

Nichts desto weniger blieb er in fortwährender Verbindung mit Klärchen Warren. Der Verdacht, welchen der Lieutenant von Berg und sein Oheim gegen Klärchen gehabt hatten, war längst verschwunden. Hugo hatte sich überzeugt, daß Klärchen nicht mehr bei ihren Ausgängen beobachtet werde, er hatte einen zuverlässigen Mann beauftragt, das Haus des Geheimenraths fortwäh-

rend zu beobachten und sich zu überzeugen ob Klärchen bei ihren Ausgängen verfolgt werde. Es hatte sich gezeigt, daß dies nicht der Fall war und Klärchen konnte daher ungescheut ihre Besuche bei Hugo fortsetzen, um demselben mitzutheilen, was in den Reihen der Reaction vorgehe.

Klärchen wendete dabei indessen doch die größten Vorsichtsmaßregeln an, um unter keiner Bedingung entdeckt werden zu können. Der alte Diener ihres Vater war ihr vollkommen ergeben; sie wußte durch denselben sich Männerkleidung zu verschaffen, und in dieser Verhüllung nur verließ sie, meist spät Abends, das Haus ihres Vaters, um an vorher brieflich verabredeten Tagen sich mit Hugo zu treffen und zwar nicht immer in Hugo's Wohnung, sondern am dritten Orte. Aber auch diese Verkleidung allein erschien bald Hugo nicht mehr sicher genug. Er miethete deshalb in dem Hause unter den Linden Nr. * *, welches durch einen Garten mit dem Hause des Geheimenraths von Warren in Verbindung stand, eine Wohnnng, in die er eine treue, ergebene Frau, die Wittwe Martin, ein-

setzte. Hier kleidete Klärchen sich um und traf dann in Männerkleidung mit Hugo am dritten Orte zusammen, um ihm im traulichen Gespräch die Pläne der Reaction, so weit sie dieselben gehört hatte, mitzutheilen.

Hugo gewann hierdurch einen Einblick in die mit jedem Tage wachsende Macht der royalistischen Partei, er gewann die Ueberzeugung, daß die demokratische Partei, ohne es zu wissen, vollständig den Plänen der Reaktion in die Hände arbeitete, und daß nach wie vor besonders der Doktor Seidler in der engsten Verbindung mit den Führern der Reaction stand und die Bewegung der Demokratie ganz und gar nach dem Willen jener finsteren Partei leitete. Hugo hielt es deshalb für seine Pflicht, öffentlich gegen Seidler aufzutreten nnd es gelang ihm in der That, die demokratischen Führer von der Verrätherei dieses Menschen zu überzeugen und sie zu einer Agitation gegen den Einfluß desselben zu bewegen.

Dies war indessen eine schwierige Aufgabe und sie gelang nur halb. Seidler hatte durch

einen gewissen Geist und besonders auch durch seine imponirende Gestalt, durch die Gewalt seiner Rede, eine große Popularität erlangt.

Er hatte sehr viele Anhänger, welche seiner Redlichkeit ganz unbedingt vertrauten, besonders liebten ihn die Arbeiter mit einer fast abgöttischen Verehrung und glaubten, daß die Agitationen der demokratischen Führer gegen Seidler aus Neid und Eifersucht entsprungen seien. Seidler that sein Möglichstes, um diesen Glauben unter seinen Anhängern zu verbreiten und es kam deshalb zu höchst ärgerlichen Zwistigkeiten innerhalb der Demokratie, als die demokratischen Führer auf die Ausschließung Seidlers aus den Clubs antrugen und dieselbe in einigen Clubs auch in der That durchsetzten. Die demokratische Partei stritt und zankte sich wochenlang um eine Persönlichkeit, während die Macht der Reaction mit jedem Tage wuchs und es die Aufgabe der Demokratie gewesen wäre, sich zu einigen um sich kräftig vorzubereiten zu dem Kampfe, der, wie sich täglich mehr und mehr zeigte, nahe bevor stand.

Immer mehr und mehr drängte sich deshalb Hugo die Ueberzeugung auf, daß die Partei, der er mit der innigsten Liebe, mit dem edelsten Enthusiasmus angehörte, ihrem Untergang nahe sei und dies stimmte ihn so trübe, denn seine liebsten Lebenshoffnungen, seine theuersten Pläne für die Zukunft beruhten ja eben auf dem Siege seiner Partei.

Wie so häufig, war auch an jenem Tage, an welchem wir Hugo seit Monaten zum ersten Male wiedersehen, die Zukunft der Demokratie der Gegenstand seines Gesprächs mit dem Major von Arnow.

„Es ist im höchsten Grade unrecht von Ihnen, Verehrtester," sagte der Major, Hugo die Hand unter der Stirn fortziehend, „daß Sie sich so hinreißen lassen von Ihrer Schwermuth, daß Sie mit so trübem Sinn in die Zukunft schauen, anstatt froh und freudig vorwärts zu arbeiten, dem Ziele zu, welches Sie anstreben."

„Ich soll froh und freudig vorwärts arbeiten," entgegnete Hugo bitter, „wo doch die gesunde Ver=

nunft mir sagt, daß, wie ich auch arbeite, wie ich auch mich bemühe, rastlos zu schaffen und Gutes zu wirken, alle meine Anstrengungen vereitelt werden, daß das Volk verblendet in sein Verderben stürzt, daß die Reaction täglich mit engeren Netzen das unglückliche, leichtgläubige Volk umstrickt, und wenn ich sehe, daß es unmöglich ist, diese Netze zu zerreißen, oder ihnen zu entgehen, da das Volk blindlings in sein Verderben hineinläuft."

„Sie haben in einer Beziehung Recht, Verehrtester," sagte der Major ernst, „und dennoch haben Sie Unrecht. Die Demokratie wird jetzt besiegt werden, aber gerade das ist ein Glück für die Demokratie. Der Sieg, welchen das Volk am 18. März erkämpft hatte, war zu leicht errungen, er konnte nur beitragen, den Uebermuth zu erzeugen und er hat keine andere historische Bedeutung, als daß es durch diesen Sieg überhaupt möglich wurde, der Idee der Demokratie im Volke einen fruchtbaren Boden zu schaffen, dieselbe zu säen und für ihr Aufgehen zu sorgen; die Demokratie zur Herrschaft bringen konnte dieser Sieg, der fast ein

Werk des Zufalls war, nicht, bei einem Volke, welches ohne die geringste politische Vorbildung, ohne alle Reife hineingeschleudert wurde in die Bewegung, von deren Tendenz es selbst in jenem Augenblick keine Ahnung hatte, als es am 18. März die Barrikaden baute. — Wie können Sie jetzt überhaupt nur einen Sieg der Demokratie wünschen, Verehrtester, wenn Sie um sich schauen in den Reihen der Demokratie und wenn Sie mit Ausnahme weniger Männer, wie etwa Waldeck's, Bucher's und einiger Anderer, nichts sehen, als schwachgeistige, unbedeutende Köpfe, als Männer ohne alle Kraft, ohne alle Energie, ohne alles Talent der organisirenden Revolution. Es wäre ein Unglück für die Demokratie, wenn sie jetzt zum Siege gelangte! denn Diejenigen, welche jetzt an der Spitze stehen, würden nur dazu beitragen, die Demokratie zu ruiniren, ein scheinbar demokratisches Staatsgebäude aufzubauen, ohne Festigkeit in seinem innern Zusammenhange, ein Gebäude, welches beim ersten Sturm zusammenstürzte. Sie würden in eigner Eitelkeit für sich arbeiten, ihre Ideen zur

Ausführung bringen und dadurch zur wahren Niederlage der Demokratie, zu ihrer vielleichtigen Vernichtung wirken. Deshalb bin ich froh darüber, wenn ich im gegenwärtigen Augenblick sehe, daß die Reaktion mit aller Macht vorwärts strebt, um gerade jetzt die Demokratie zu besiegen."

„Sie sind froh darüber? — Ich muß gestehen, daß ich mich diesem System des Pessimismus nicht anschließen kann; ich gestehe Ihnen offen, daß ich recht von Herzen wünschte, es stände anders mit unserer Partei und wir könnten jetzt dieselbe zur Herrschaft bringen, um dadurch die demokratischen Ideen noch tiefer in das Herz des Volkes zu senken, als es bisher möglich war."

„Es würde gerade das Gegentheil der Fall sein," entgegnete der Major. „Frankreich giebt uns ein warnendes Beispiel. Schauen Sie hinüber nach Frankreich und Sie werden sich sagen, was ein zu frühzeitiger Sieg der Demokratie schaden kann. Unsere Aufgabe ist es in diesem Augenblick, und sie wird es vielleicht noch Jahre lang bleiben, Propaganda zu machen für unsre Idee

im Herzen des Volkes. Ich höre oft von unsern Führern sagen: „Wir wollen diesen unentschiedenen Menschen nicht! wir wollen keine weitere Propaganda machen! wir wollen nur Diejenigen, welche im gegenwärtigen Augenblick bei uns stehen, zum festen, kühnen und entschlossenen Handeln treiben! Was nützen uns jene schwachköpfigen, schwankenden Anhänger, welche noch gestern im Lager der Gegenpartei waren, aber heut oder morgen zu uns herüberwanken?!" — Freilich, Verehrtester, diese Taktik ist richtig für die eigentlichen Revolutionsmänner, für Diejenigen, welche im Straßenkampf eine Staatsverfassnng zu machen glauben! Diese mögen freilich die Unentschiedenen von sich stoßen und nur die zu jeder Aufopferung Bereiten an sich heran ziehen!"

„Und glauben Sie denn mit dieser Halbheit des Bürgerthums," fragte Hugo, „etwas für die Demokratie wirken zu können?"

„Man muß eben suchen, die Halbheit zur Ganzheit in der Idee zu machen."

„Das wird aber nie gelingen! es wird we-

nigstens nicht gelingen, jene Halbheit je zum Handeln zu bringen.“

„Das ist auch nicht nöthig. Znm Handeln bedürfen wir einer kleinen Schaar entschlossener Leute; eine solche findet sich immer und sie wird sich auch bei uns finden, wenn es an der Zeit ist. Mit einer solchen Schaar wird man die Idee momentan zur Geltung bringen können, um sie aber aufrecht zu erhalten, bedarf es für die Demokratie mehr. Die Aristokratie, welche auf der Herrschaft Weniger beruht, vermag mit einer Minoritätsüberzeugung vielleicht zu herrschen, niemals aber die Demokratie, welche auf die Ueberzeugnng Aller basirt ist. Mit den wenigen Entschlossenen mag man die Herrschaft der Idee erkämpfen, mit den vielen Ueberzeugten, wenn auch nicht zur kühnen That Fähigen, muß man sie durchführen. Hätten die Franzosen das nicht verabsäumt, sie würden wahrlich in ihrer Constituante nicht jene unglückselige Halbheit der Idee haben! — Die Vielen sind die eigentlichen Gründer des Systems, indem sie beitragen zur Auswahl der Wenigen, in deren

Hand die Gesetzgebung eines demokratischen Staates gelegt ist, zur Wahl der Vertreter des Volkes. Und dieser Weg des Gesetzes ist es doch am Ende, auf den wir immer und immer wieder hinauskommen müssen, denn Nichts erscheint mir als ein größerer Unsinn, als eine permanente Revolution."

„Und doch ist es eben unser Unglück," entgegnete Hugo, „daß wir die Revolution nicht permanent zu machen wußten, daß wir sie beschränkt haben auf die Dauer weniger Stunden am 18. März, daß wir sie nicht aufrecht erhalten konnten, und schon jetzt hinausgetreten sind aus derselben, um den Weg des Gesetzes zu gehen."

„Freilich! Damit aber ist noch nicht die Unrichtigkeit meines Grundsatzes ausgesprochen. Die Permanenz einer Revolution ist ein Unsinn und bleibt ein solcher. Die Revolution darf nur momentan sein, wenn auch der Moment vielleicht Jahre dauert. Was sind denn Jahre in der vieltausendjährigen Geschichte der Völker? Sie sind ebensowohl ein Moment, wie der Moment ein Jahr ist im Leben der Eintagsfliege. Um aber die Re-

volution auch nur die Dauer von Stunden über-
steigen zu lassen, um in sie Organisation und Sy-
stem hineinzubringen, eben dazu ist auch wieder die
Verbreitung der demokratischen Ueberzeugung unter
die Allgemeinheit des Volkes nothwendig, und des-
halb bleibe ich eben dabei stehen, daß diese Ver-
breitung unsere Aufgabe ist, deshalb wünsche ich,
daß wir unterdrückt werden, damit nicht in dem
albernen und planlosen Handeln, in dem sich ge-
genwärtig die Demokratie gefällt, ihre Kräfte ver-
geudet werden, sondern damit sie diese Kräfte eben
hinwende auf die Ausbreitung ihrer Idee. — Die
Idee selbst läßt sich nicht durch Bajonette unter-
drücken; mag immerhin die Gewalt ausreichen, um
die Herrschaft der Reaction wiederum einzuführen,
sie wird nun und nimmermehr ausreichen, um die
einmal im Volke rege gewordene Idee zu unter-
drücken, und an uns ist es, sie aufrecht zu erhal-
ten, wir können es. Das ist mein Trost, das
meine Hoffnung und deshalb blicke ich freudig in
die Zukunft, auch auf die Gefahr hin, daß ich alter
Graukopf nicht mehr die Früchte Dessen genieße,

was ich zu säen bestrebt bin. Sie aber, Sie, ein kräftiger junger Mann, mein Verehrtester, Sie sollten mit doppeltem Frohsinn in die Zukunft blicken, die Ihnen noch freudig lächelt, denn Sie werden sicherlich den Sieg der Demokratie erleben!"

Hugo drückte dem Major herzlich die Hand. „Sie haben vielleicht Recht, Herr Major," entgegnete er trübe, „und es mag Unrecht von mir sein, daß mir die Zukunft so lichtlos erscheint, aber ich sehe eben mit Schmerz, daß uns noch harte, bittre Kämpfe bevorstehen, ehe wir den Sieg der Demokratie erringen, jenen Sieg, den wir schon einmal in der Hand hatten und den wir so leichtsinnig fortgegeben. Jenen Sieg, der uns, ich seh' es mit Schrecken voraus, binnen kurzer Zeit vollständig entrissen sein wird."

„Ohne Kampf kein Sieg, mein Verehrtester! trösten Sie sich mit der historischen Nothwendigkeit, trösten Sie sich auch damit, daß wohl eine Partei unterliegen kann, niemals aber eine reine Idee. Die demokratische Partei mag vielleicht jetzt besiegt werden, jene Partei, die aus bestimmten

Individuen besteht, die mit mehr oder weniger Kraft, mit mehr oder weniger Einsicht und Muth begabt sind; nicht aber wird die Demokratie besiegt werden, welche in ihrer lichten Reinheit die Religion des neunzehnten Jahrhunderts bildet. Schon einmal sagte ich es Ihnen und ich wiederhole, es ist meine festeste, innigste Ueberzeugung, daß gerade eine Niederlage, eine momentane Unterdrückung der Partei um so sicherer zum ewigen Siege der Idee führen wird. Doch, Verehrtester, wir theoretisiren! Lassen Sie uns kräftig hineinschreiten in's Leben und handeln. Wirken Sie mit Ihrem Geiste, mit Zunge und Feder für die Ausbreitung der demokratischen Ueberzeugung; das ist Ihre Aufgabe und diese müssen Sie erfüllen. Jetzt aber — —"

Der Major wurde unterbrochen durch den Diener Hugo's, welcher demselben meldete, daß ein junger, dicht in einen Mantel verhüllter Herr ihn augenblicklich und dringend zu sprechen wünsche.

Hugo gab den Befehl, den jungen Mann in's Zimmer zu führen. — Der Major wollte sich ent-

fernen, aber Hugo bat ihn, zu bleiben, da er kein Geheimniß vor seinem alten Freunde habe.

Der Diener kam nach wenigen Augenblicken zurück und öffnete die Flügelthüren, um einen jungen Mann in's Zimmer treten zu lassen, der, sobald der Diener die Thür hinter ihm wieder geschlossen hatte, seinen Mantel abwarf.

Es war ein schmächtiger, zierlich gebauter Jüngling von kaum 17 Jahren, dessen blondes Schnurrbärtchen fast zu frühzeitig die feine Oberlippe zu zieren schien.

Er eilte schnell auf Hugo zu und ergriff krampfhaft dessen Hand.

„Mein Gott!" rief Hugo aus, „ist es möglich! Klärchen, Du! und zu dieser Stunde?"

Zweites Kapitel.

Pläne.

Es war in der That Klärchen von Warren, welche in elegante Männerkleidung verhüllt, mit einem blonden Bärtchen auf der Oberlippe vor Hugo stand, so trefflich verkleidet, daß der Major sie sicherlich nicht wieder erkannt haben würde, wenn er nicht von Hugo ihren Name gehört hätte.

Klärchen war in der höchsten Aufregung, sie vermochte kaum zu sprechen und ließ sich erschöpft auf das Sopha nieder, von dem Hugo aufgestanden war. Sie stützte den Kopf in die Hand und große Thränen perlten durch die zarten Finger.

„Ich begreife nicht, Klärchen," fuhr Hugo erschreckt fort, „was ist Dir? Ich bitte Dich um Gotteswillen, antworte mir, sage mir, was ist geschehen, was veranlaßt Dich, allen unseren Verab-

redungen zuwider, zu dieser Stunde, bei hellem lichten Tage, wo Du so leicht verrathen werden kannst, hierher zu kommen? — Ich bitte Dich, antworte mir."

Stumm überreichte Klärchen Hugo einen versiegelten zierlichen Brief, der für die Stadtpost bestimmt schien, indem das Freizeichen sich auf demselben befand. Er war an den Lieutenant außer Diensten, Freiherrn Hugo von Warren adressirt und Hugo erbrach ihn schnell.

Er zog aus dem eleganten Couvert eine goldgeränderte Visitenkarte hervor und las laut die auf derselben stehenden Worte:

Die Verlobung meiner einzigen Tochter Klara mit dem Premier-Lieutenant im * * ten Infanterie-Regiment, Herrn von Berg, beehre ich mich, allen meinen Verwandten und Freunden ergebenst anzuzeigen.

Der Geheimerath, Freiherr von Warren.

Als Verlobte empfehlen sich:

Klara, Freiin von Warren,

Eduard von Berg.

Unter diesen lithographirten Worten standen einige flüchtige Zeilen von der Hand des Geheimenraths:

Es wird Dir sicherlich interessant sein, lieber Hugo, die Verlobung meiner Tochter mit einem unserer eifrigsten Patrioten, einem unsrer ehrenwerthesten Freunde, Herrn von Berg, zu erfahren. Es würde mir angenehm sein, wenn Du zu dem heut stattfindenden Verlobungsfeste mein Haus nach so langer Abwesenheit wieder besuchen wolltest.

Dein Oheim

von Warren.

Hugo ließ stumm die Hand mit der Karte sinken, so daß das goldgeränderte Blatt auf den Boden fiel.

„Großer Gott!" rief er endlich aus, „ist das möglich! — Und Du Klara, Du konntest Deine Einwilligung geben?!"

Klara antwortete nicht. — Immer dichter perlten die Thränen durch ihre zarten Finger; sie war vollkommen fassungslos, sie schluchzte laut.

Der Major war ebenfalls vom Sopha auf-

gestanden und ging mit weiten Schritten im Zimmer auf und nieder. Er hob die Verlobungskarte vom Boden auf und las sie wieder und immer wieder durch, indem er heftig und unwillig mit dem Kopfe schüttelte.

„Das ist ja ein ganz verteufelter Streich!" sagte er endlich. „Die Sache ist mir indessen noch nicht ganz klar. Sie müssen uns Auskunft geben darüber, wie das Alles zusammenhängt. Was ist hier vorgefallen? Erklären Sie uns diese räthselhafte Karte; bedenken Sie, mein Kind, daß so lange noch Nichts verloren ist, als man nicht selbst Alles verloren giebt. Fassen Sie sich daher, stillen Sie Ihre Thränen und erzählen Sie uns, was soll diese räthselhafte Verlobung bedeuten, mit der Sie doch, wie ich sicherlich weiß, unter keiner Bedingung einverstanden sind?"

„Ich weiß davon kaum mehr als Sie, Herr Major," entgegnete Klärchen mit gebrochener Stimme. „Heute morgen, vor etwa einer Stunde, brachte mir der Vater eine Karte, wie Sie dieselbe eben geseheu haben, und kündigte mir mit barscher

Stimme an, daß am heutigen Abend das Fest meiner Verlobung gefeiert werde. Er habe dazu alle Freunde und Verwandte eingeladen und sogar auch Hugo, weil dies ein Familienfest sei, bei welchem selbst die politische Feindschaft die Verwandten nicht ausschließen dürfe. — Dann entfernte sich mein Vater schnell, ohne eine Antwort von mir abzuwarten. Ich habe nicht gezaudert, ich habe schnell meine Männerkleidung angelegt, habe mir von unserm alten treuen Wilhelm den Brief an Hugo zur Selbstbestellung geben lassen, um bei Dir mein Hugo Trost und Hoffnung zu suchen, um Deinen Rath zu hören, was ich thun soll, wie ich mich zu verhalten habe meinem Vater, dieser Gewaltthätigkeit gegenüber, denn ich bin ohne Rath, ohne Trost, ohne Hoffnung."

Der Major antworte nicht gleich. Nach einer Pause fuhr er fort: „Haben Sie mit Herrn von Berg gesprochen, oder vielmehr, hat Herr von Berg Ihnen seine Liebe erklärt, Sie um Ihr Jawort gebeten?"

„Er hat es gethan," entgegnete Klärchen mit

tiefer Entrüstung, „und ich habe ihm geantwortet, daß ich eher sterben, als seine Braut werden würde. Ich habe ihm geantwortet, daß ich ihn hasse, daß ich ihn verachte, daß ich mich nimmermehr in den Willen meines Vaters, der mich an seine Person fessele, fügen würde."

„Und was hat Herr von Berg darauf entgegnet?"

„Er hat mich mit einem Blick der heftigsten Wuth betrachtet und mir mit einer tiefen Verbeugung geantwortet: Ich fordere Ihre Liebe nicht, mein Fräulein, nur Ihre Hand!"

„Verfluchter Schuft!" rief der Major aufbrausend aus, „ich weiß in der That nicht, was man einem solchen Burschen gegenüber thun soll. — Er weiß, daß Sie ihn nicht lieben und dennoch besteht er darauf, Sie zu heirathen!"

„Er hat das Wort meines Vaters," entgegnete Klärchen trostlos.

„Aber nicht das Ihrige, mein Kind! Mag er meinethalben Ihren Vater heirathen, Sie soll er nicht bekommen, dafür stehe ich, und sollte ich

alter Mann selbst mit dem elenden Burschen anbinden, sollte ich selbst einen Streit mit ihm suchen, und mich mit ihm schießen, um ihn aus der Welt zu schaffen! — Aber das sind Alles Redereien. Wir sind zu aufgeregt, um in diesem Augenblick vernünftig zu überlegen. — Wir müssen uns erst ein Wenig ausruhen, müssen erst wieder ein Wenig in's alte Gleis der gesunden Vernunft zurückkehren, dann werden wir schon Mittel und Wege finden, diesen teuflischen Machinationen zu widerstehen. — Was sagen Sie dazu Hugo? Sie sprechen ja kein Wort und sehen aus wie Loths Weib vor Sodom und Gomorrha. Werden Sie heut dem Verlobungsfeste beim Geheimenrath beiwohnen?"

„Fragen Sie mich doch," entgegnete Hugo bitter, „ob ich Lust habe, meiner eigenen Hinrichtung beizuwohnen!"

„Bah, bah!" erwiederte der Major, welcher nur auf wenige Augenblicke aus seiner gewöhnlichen Gemüthsruhe gestört worden war und dieselbe schon jetzt vollständig wieder erhalten hatte, „Sie überlassen sich wieder einmal ganz und gar Ihrem

ungestümen exaltrirten Wesen, mein Verehrtester. Damit ist Nichts gedient, es kommt jetzt darauf an, daß wir mit Ruhe überlegen, was wir dieser Niederträchtigkeit gegenüber thun wollen. Noch ist Nichts verloren, noch ist Fräulein Klara, wie Sie sehen, weder die Braut, noch die Frau des Herrn von Berg. Bis zur Hochzeit kann noch viel geschehen."

„Aber was, Herr Major? was soll geschehen? Ich begreife nicht, wie Sie verlangen können, daß ich ruhig bleiben soll, während mein ganzes Lebensglück vernichtet wird, denn Sie wissen ja, daß ich dies nur mit Klara vereint zu finden vermag."

Und er ergriff Klärchens Hand und drückte dieselbe mit der heißesten Zärtlichkeit an seine Lippen.

Der Major antwortete nicht. Er ging mit großen Schriten im Zimmer auf und nieder. Plötzlich blieb er vor Hugo stehen und schlug ein lautes schallendes Gelächter auf, ein Gelächter, welches so grell den Gefühlen des Schmerzes, welche

in Hugo's Brust tobten, widersprach, daß dieser unwillig aufsprang und zum Major sagte:

„Ich begreife Sie nicht, Herr Major, wie Sie in einem solchen Augenblick noch so lachen können!"

„Ich lache," entgegnete der Major, „Verehrtester, weil ich Eure Jammermienen ansehe, Ihr tief betrübten Liebenden und weil ich trotzdem der süßesten Hoffnung lebe, daß diese ganze teuflische Geschichte sich noch in's größte Wohlgefallen auflösen wird, wenn Sie anders nur die Courage haben zum Handeln, mein Verehrtester. Sie müssen eine kleine Revolution im Familienleben machen. Was meinen Sie, wenn wir einen kleinen Roman spielen: Entführung, Hochzeit, Verzeihung, väterlicher Segen — das sind vier schöne Worte. Was meinen Sie dazu, das würde recht amüsant werden und ich würde mit dem größten Vergnügen Euch dazu behüflich sein, Ihr Kinder. — Nur Kopf in die Höhe! Augen klar! fort mit den Thränen. Frisch gewagt ist halb gewonnen! Ueberlegt's Euch Kinder, auf meine Hülfe könnt Ihr rechnen!"

Und der Major rieb sich höchst vergnügt die Hände, indem er mit viel leichteren Schritten, als vorher, das Zimmer durchmaß.

Hugo blickte ihn erstaunt an. „Was wollen Sie damit sagen, Herr Major? Ich glaube, Sie scherzen."

„Ich scherzen! In meinem Leben bin ich nicht ernster gewesen und niemals vergnügter. Die Sache ist ja so einfach und klar, wie nur möglich. Ich habe nicht umsonst, seitdem ich Portepee-Fähnrich geworden bin, alle guten und schlechten Romane gelesen. Fast in allen kamen harte unbarmherzige Väter, treue Liebhaber und unglückliche Liebhaberinnn war. Was wollen Sie mehr? Wir haben die schönsten Exemplare von dieser Sorte in dem Geheimenrath, in Ihnen und in Fräulein Klärchen."

„Sie sind unausstehlich, Major, mit Ihren unpassenden und unzeitigen Scherzen!"

„Bah! Verehrtester, das verstehen Sie nicht, das verstehe ich kaum. Bedenken Sie, daß auf dem Wege der gewöhnlichen gesunden Vernunft hier Nichts zu machen ist. Auf diesem Wege wird

Fräulein Klara die Frau des Lieutenants von Berg und Sie haben das Nachsehen. Wir müssen also nothwendiger Weise den Weg der schlechten Romantik betreten. Was meinen Sie zu folgendem Plänchen: Sie gehen heut ganz gemüthlich in die Gesellschaft des Geheimenraths, lassen sich Nichts merken, gratuliren dem Fräulein Cousine zu ihrer Verlobung, dem Herrn Geheimenrath zu seinem liebenswürdigen Schwiegersohn und Herrn von Berg zu sich selbst als liebenswürdigen Vetter. — Zu gleicher Zeit gehen Sie aber auch heut noch und suchen sich einen Ministerialpaß nach der Schweiz zu verschaffen für sich und Ihren Diener; Fräulein Klärchen wird unwohl, hütet ein Paar Tage das Zimmer und sobald sich das thun läßt, sobald Sie nämlich Ihren Paß haben und Ihre Geschäfte so weit geordnet sind, daß Sie fort können, reisen Sie eines Tages ganz gemüthlich miteinander nach der freien Schweiz, dem einzigen kleinen Winkel in Europa, wo es noch freie Menschen giebt und wo Sie sich nach Liebhaberei heirathen können. Von dort aus schreiben Sie an den Papa Warren,

bitten um seine Verzeihung, erhalten dieselbe und kehren hierher zurück als solider Ehemann, um weiter fortzuarbeiten für die Demokratie, wie Sie es bisher gethan haben. Sie können jetzt ganz getrost von hier fort, man wird Sie nicht vermissen in dieser unsinnigen Zeit, in der der einzelne Vernünftige nur ein verlorenes Schaaf in der großen räudigen Heerde ist. — Nun, Verehrtester, was meinen Sie? sprechen Sie, lachen Sie und machen Sie nicht ein solches Jammergesicht, daß Einem schier angst und bange wird, wenn man Sie ansieht. Ist mein Plan nicht gut?"

Klärchen hatte hoch aufgehorcht bei dem Plan, welchen der Major mit der größten Naivität und Natürlichkeit entwickelte.

„Um Gotteswillen, Herr Major!" entgegnete sie ängstlich, „das ist ja ganz unmöglich; was würden meine Verwandten, was würde die Welt dazu sagen? Mein Ruf — —"

„Ja, mein Kind, das ist freilich richtig, die Welt würde raisonniren, wie sie allem Unsinn Beifall zuklatscht und über alles Vernünftige rai-

sonnirt. Man wird Ihnen Beifall zuklatschen, wenn Sie Herrn von Berg heirathen und mit ihm ein Leben führen, wie Hund und Katze, man wird über Sie raisonniren, wenn Sie sich von Hugo von Warren entführen lassen, um mit ihm als glückliche Gattin zu leben, das ist der Lauf der Welt. Aber es ist auch der Lauf der Welt, daß die Leute, wenn sie genug raisonnirt haben, von selber wieder aufhören und es kommt jetzt nur darauf an, ob Sie lieber die unglückliche Frau eines Schuftes oder die glückliche eines Ehrenmannes werden wollen. Das ist die Wahl, welche Ihnen offen steht."

„Sie haben Recht, theuerster Major!" rief Hugo freudig aus, „Sie haben Recht, vollkommen Recht! Ich werde mich blindlings Ihrer Führung anvertrauen, ich werde thun, was Sie sagen, wenn Du, mein theures, liebes Klärchen, wenn Du nur einwilligst. Ich bitte, ich beschwöre Dich, sage nicht Nein! — Sieh, Du kennst ja am besten jene alberne Welt; setzest Du Dich nicht über die Vorurtheile derselben hinweg, sogar in diesem Augenblick, indem Du zu mir gekommen bist? Und Du

solltest zögern, wo es unser Beider Lebensglück gilt? — O nein! Du kannst, Du wirst es nicht. Ich weiß das, ich hoffe mit Sicherheit darauf."

Klara antwortete nicht. Eine glühende Röthe bedeckte ihr Gesicht, ihre Hand zitterte, und als nun Hugo immer inniger in sie drang, sie immer liebevoller, immer flehender bat, einzuwilligen in den Plan des Majors, da vermochte sie nicht zu widerstehen, da sagte sie ihr „Ja."

„Sie sind ein Prachtmädchen!" rief der Major jubelnd aus, als Klara ihre Einwilligung gegeben hatte zu seinem entworfenen Plan. Und er ergriff ihre Hand, zog sie gewaltsam vom Sopha auf und tanzte mit ihr in der Stube umher, bis er selbst erschöpft nicht mehr konnte.

„Jetzt aber," fuhr er nach diesem wilden Ausbruch seiner Lustigkeit fort, „jetzt mein Engelskind, machen Sie, daß Sie nach Hause kommen! Ihr Vater darf Nichts, gar Nichts merken, Sie müssen so schnell als möglich nach Hause zurückkehren, denn nur, wenn Ihr Vater gar keine Ahnung davon hat, daß Sie noch in einer Verbindung mit Hugo

stehen, nur dann kann unser Plan gelingen. Also gehen Sie, mein Kind, und überlassen Sie Hugo und mir, daß wir die weitere Ausführung unseres vortrefflichen Romans übernehmen. Es ist wirklich köstlich, daß ich auf meine alten Tage noch ein Romanfabrikant werde! Nun, es thut Nichts, wenn Ihr nur glücklich werdet, Kinder!"

Klara sah ein, daß es am besten sei, dem Rathe des Majors zu folgen. Sie wollte eben das Zimmer verlassen, als Sie, schon an der Thür, wieder umkehrte.

„Noch Eins Hugo," sagte sie, „noch Eins muß ich Dir mittheilen. Ich habe zwar in der letzten Zeit wenig Gelegenheit gehabt, die Pläne meines Vaters zu erforschen, da er sehr still ist gegen mich und der Herr von Berg noch zurückhaltender ist, aber ich habe dennoch bemerkt, daß gerade jetzt wieder neue Pläne von der royalistischen Partei gesponnen werden, ich habe gehört, daß man gerade jetzt Pläne von der höchsten Wichtigkeit hat, denn täglich geht mein Vater stundenlang des Abends und zum Theil in der Nacht

aus, täglich kommen diejenigen Leute, welche ich als Führer der royalistischen Partei kenne, zu ihm und bleiben oft lange im tiefsten, geheimsten Gespräch bei ihm. Nur Eins habe ich gehört und das flößt mir Besorgniß ein. Als nämlich neulich der Major Bessel meinen Vater verließ, verstand ich eben nur noch die leise gesprochenen Worte des Majors: „Also am 16ten; ich glaube, Sie haben Recht, das ist der geeignetste Tag. Ich werde dafür sorgen, daß die Arbeiter vorbereitet werden.“ Weiter konnte ich nichts hören; aber schon dies Wenige läßt mich fürchten, daß man zu morgen irgend ein gewaltsames Unternehmen vorbereitet habe.“

„Aber was es ist, was man will, davon hast Du keine Ahnung?“

„Ich weiß nichts davon. Es ist mir nicht möglich gewesen, das Geringste zu hören. — Auf Wiedersehen — heut Abend — Hugo.“

Und Klara verließ ihren Verlobten, um so schnell als möglich nach Hause zurückzukehren. Sie bemerkte es nicht, daß, als sie das Haus, in

welchem Hugo wohnte, verlassen hatte und eiligen Schrittes sich entferute, aus einem Hause gegenüber ein junger, elegant gekleideter Mann ihr nacheilte und sie, stets einige Schritte hinter ihr zurückbleibend, begleitete.

Drittes Kapitel.

Wie der Lieutenant von Berg in einer Schlinge gefangen wird.

Am Abend des 15. Oktober herrschte ein lebendiges Treiben in den Straßen Berlins. Man erwartete, daß es an diesem Tage zu Conflikten zwischen der Demokratie und der entgegengesetzten Partei kommen würde; man sprach davon, daß die Reaction zu Ehren des Königs Geburtstages illuminiren würde, man sprach ebenso davon, daß die Arbeiter sich vorgenommen hätten, eine solche Illumination unter jeder Bedingung zu verhindern.

Durch die Straßen zogen hier und dort kleine Abtheilungen von Arbeitern, welche sich ein Vergnügen daraus machten, Schüsse loszubrennen und dadurch die ruhigen Bürger zu erschrecken.

Unter den Linden, in der Behrenstraße und

in den übrigen aristokratischen Stadttheilen hörte man vielfach das Lied: „Ich bin ein Preuße, kennt Ihr meine Farben," oder „Heil Dir im Siegerkranz!" singen, während als Erwiderung vom Volke die deutsche Marseillaise mit dem Refrain: „Vorwärts, vorwärts! Mit Gott für's Vaterland!" oder „Was ist des Deutschen Vaterland?" ertönte.

Zu Reibungen kam es indessen an jenem Abende nicht, wenigstens nur zu höchst unbedeutenden, indem nämlich einigen exaltirten Royalisten, welche im Gegensatz zu der allgemeinen Mißstimmung dennoch illuminiren wollten, die Fenster eingeworfen wurden.

Es war am 15. Oktober eben Abend geworden, als ein Mann in einer grünen Arbeiterblouse, eine Pelzmütze tief in's Gesicht gedrückt, schnell durch die Straßen eines entfernten Stadttheiles hinschritt und endlich Halt machte vor dem Hause des Justizcommissarius Seemann.

Er klingelte heftig. Bald darauf öffnete der Justizcommissarius Seemann das kleine Fenster über der Thür und fragte mürrisch, wer da sei.

„Oeffnen Sie schnell, Herr Seemann!" erwiederte der Fremde, „ich habe nothwendig mit Ihnen zu sprechen."

„Wer sind Sie?"

„Erkennen Sie mich denn nicht?"

„Nein!"

„Ich bin der Lieutenant von Berg."

„Der Lieutenant von Berg?" fragte Seemann erstaunt und schaute genauer dem Fremden in's Gesicht, der die grobe Pelzmütze etwas lüftete und dadurch seine Züge dem Justizcommissarius deutlich zeigte.

Dieser öffnete die Thür und führte den Lieutenant in sein Arbeitszimmer, welches bereits von den Schreibern verlassen war, denn Herr Seemann hatte als ein guter Patriot zur Feier des Königs-Geburtstages heut früher die Arbeitsstunden geschlossen, als gewöhnlich.

Seemann rückte dem Lieutenant einen Lehnstuhl zurecht und bat ihn, in diesem Platz zu nehmen, dann sagte er:

„Aber ich begreife nicht, lieber Herr von Berg,

Sie hier? und in dieser Tracht, in der Sie kaum wiederzuerkennen sind — was haben Sie vor?"

„Meinen Sie wirklich, daß die Blouse, die Pelzmütze, der gefärbte Bart und die schwarzen Augenbrauen mich so sehr verstellen, daß ich nicht wiederzuerkennen sei?"

„Ich hätte Sie niemals erkannt, wenn Sie mir nicht selbst Ihren Namen genannt hätten."

„Das ist mir lieb, das ist mir außerordentlich lieb, das wünsche ich gerade. Aber ich komme nicht zu Ihnen, um meine Verkleidung zu prüfen, sondern um Ihnen, Herr Seemann, der Sie auf das Genaueste mit Allem bekannt sind, was in den Reihen der Demokratie und Aristokratie vorgeht, der Sie unsre Polizei so trefflich handhaben, einige Fragen vorzulegen, deren Beantwortung ich von Ihrer Güte hoffe."

Seemann verbeugte sich ein wenig, aber er antwortete nicht, indem er auf weitere Auslassungen des Lieutenants wartete.

„Sie haben vielleicht schon erfahren," fuhr der Lieutenant von Berg fort, „daß ich heute

meine Verlobung mit Fräulein Klara von Warren feiere?"

„Ich habe die Verlobungskarte und die Einladung für heute Abend durch den Geheimenrath von Warren erhalten," entgegnete Seemann mit einer kurzen Verbeugung. „Ich wünsche Ihnen herzlich Glück, Herr von Berg, wundere mich aber um so mehr, Sie in diesem Anzuge hier zu sehen, da ich gewiß glaubte, Sie seien schon in diesem Augenblick bei Ihrer Braut."

„Ich wünschte, ich könnte dort sein," entgegnete der Lieutenant leichthin, „aber Sie wissen, daß die Politik meine wahre Braut ist, der ich unter keiner Bedingung untreu werder darf. Ich habe noch Geschäfte im Dienste der guten Sache und diese müssen zuvörderst vollendet werden. Doch nichts hiervon. Gerade über meine Braut wünschte ich einige Nachrichten von Ihnen zu erhalten, Herr Seemann."

„Ueber Fräulein Klara von Warren?" fragte Seemann, indem er mit seinen kleinen grauen Augen den Lieutenant forschend anblickte.

„Ja!“ entgegnete dieser, „ich weiß, daß Sie vom Geheimenrath von Warren den entschiedenen Auftrag erhalten haben, meine Braut auf das Schärfste zu beobachten, weil der Geheimerath vor einigen Monaten den Verdacht gegen seine Tochter hatte, daß dieselbe in einem zärtlichen Verhältniß zu ihrem Vetter Hugo von Warren stehe. Ich komme jetzt, Sie zu bitten, mir die Resultate Ihrer Beobachtungen anzugeben.“

Ein leichtes Lächeln überflog die verkniffenen Züge Seemanns,

„Das Resultat meiner damaligen Beobachtungen ist leicht anzugeben, dieselben haben nämlich gar kein Resultat gehabt. Fräulein Klara von Warren ist wochenlang auf das Schärfste beobachtet worden, sie hat in der damaligen Zeit nicht in der geringsten Verbindung mit Herrn Hugo von Warren gestanden.“

„In damaliger Zeit?“ fragte der Lieutenant mit scharfer Betonung.

„Wie ich Ihnen sagte.“

„Und Sie haben keine weiteren Nachforschungen angestellt?"

„Der Geheimerath erklärte sich, nachdem die Beobachtung einige Wochen vollkommen erfolglos gewesen war, mit dem Resultate zufriedengestellt und gab mir keinen weiteren Auftrag."

„Ich bitte, sagen Sie mir die Wahrheit, Herr Seemann; Sie haben keine weiteren Beobachtungen angestellt?"

„Ich hatte dazu keinen Auftrag vom Geheimenrath von Warren."

„Ich weiß das, ich weiß das," entgegnete der Lieutenant von Berg ungeduldig, „damit ist aber noch nicht gesagt, daß Sie nicht auf Ihre eigene Hand, um sich selbst zu unterrichten, Fräulein von Warren hätten weiter beobachteu lassen. Ich weiß durch den Geheimenrath, daß es von je her Ihr Streben gewesen ist, sich selbst auf das Genauste von den intimen Familienverhältnissen aller Derjenigen zu unterrichten, welche an der Spitze der Partei stehen; ich habe also Grund zu glauben, daß Sie auch gegen den Wunsch des Geheimen-

raths Ihre Beobachtungen fortgesetzt haben und deshalb kam ich zu Ihnen Herr Seemann."

„Mißtrauen Sie Ihrer Fräulein Braut?"

„Darf ich offen gegen Sie sein, Herr Seemann?"

„Ich bin so verschwiegen wie das Grab, wenn — — "

„Wenn — — ?"

„Nun, um offen zu sein — wenn es mein Vortheil ist."

Der Lieutenant lächelte. „Sie wissen, Herr Seemann," sagte er mit starker Betonung, „daß ich, wie untergeordnet meine gesellschaftliche Stellung, mein Rang als Premier-Lieutenant auch erscheinen mag, doch nicht ohne Einfluß in gewissen höheren Kreisen bin, Sie wissen, daß meine Meinung dort etwas gilt und daß ich Anspruch darauf habe, meine Dienste anerkannt zu sehen. — Ich will in diesem Augenblick ganz offen gegen Sie sein, weil ich glaube, daß gerade Sie der Mann sind, meine Ansichten aus dem richtigen Gesichtspunkte zu betrachten; ich werde Fräulein Klara

von Warren heirathen — ich werde sie unter jeder Bedingung heirathen, was ich auch von Ihnen erfahren mag. Ich brauche nothwendig für meine Bestrebungen das bedeutende Vermögen, welches Klara von Warren schon im gegenwärtigen Augenblick, seit dem Tode ihrer Mutter, besitzt und das, welches sie ja einst von ihrem Vater erben wird. Ich wiederhole Ihnen daher, daß ich unter jeder Bedingung Fräulein von Warren heirathen werde. Aber ich will Nichts desto weniger auf das Genaueste erfahren, welche Vergangenheit meine Braut gehabt hat, ich will Beweise haben, für diese Vergangenheit, um dereinst möglicher Weise in den Stand gesetzt zu sein, diese Beweise zu benutzen, wenn ich das Vermögen der jungen Dame nicht mehr bedarf. Ich muß die Mittel in der Hand haben, um mir jeden Augenblick eine Ehescheidung erzwingen zu können, ehe ich mich entschließen darf, einem Mädchen meine Hand zu bieten, von dem ich weiß, daß es einen tödlichen Haß gegen mich im Busen trägt."

Der Justizcommissarius Seemann lächelte, aber

in diesem Lächeln lag etwas ungemein Grauenhaftes. Er schaute den Lieutenant von Berg mit einem Blick der tiefsten Verachtung, des innersten Hasses an. Die Verworfenheit, welche sich in den Worten des Lieutenants offenbarte, ekelte ihn an, aber dennoch bezwang er sich und sagte ruhig:

„Ein seltsames Geständniß, Herr Lieutenant, wenige Stunden vor der Verlobung.“

„Sie sind ein alter Politiker, Herr Seemann,“ entgegnete der Lieutenant, „Sie wissen, daß ein Mann der Politik sich um die sogenannten Grundsätze der Ehre nicht kümmern darf. Ich habe Ihnen deshalb erklärt, daß ich unter jeder Bedingung Klara von Warren heirathen werde; es kommt mir aber aus den schon mitgetheilten Gründen darauf an, das klarste Bild, die triftigsten Beweise über die Vergangenheit der jungen Dame zu erhalten, und Sie allein können mir diese Beweise geben, daß weiß ich. — Sie kennen, wie ich schon sagte, den Einfluß, welchen ich bei Hofe auszuüben im Stande bin; ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich diesen meinen Einfluß ganz so verwenden werde,

wie Sie es selbst wünschen, wenn auch Sie in diesem Augenblick meine Wünsche erfüllen. Ich erwarte jetzt Ihre Mittheilungen."

„Sie geben mir Ihr Ehrenwort, Herr von Berg?"

„Ja!"

„Aber kann ich auch darauf trauen?"

„Herr Seemann!" rief der Lieutenant höchst erzürnt, „was erlauben Sie sich!"

„Nichts, Herr von Berg, als eine Hinweisung auf das, was Sie eben sagten, daß ein Mann der Politik sich um die Grundsätze der sogenannten Ehre nicht kümmern dürfe. Was hilft mir Ihr Ehrenwort, wenn Sie es für politisch halten, dies Ehrenwort zu brechen?"

Der Lieutenant verbiß seine Wuth.

„Welche andere Garantie wollen Sie?"

„Ich will nicht mehr und nicht weniger, als daß Sie sich schriftlich verpflichten, mir schriftlich Ihr Ehrenwort geben, unter jeder Bedingung das, was ich von Ihnen wünsche, bei Hofe anzuregen und durchzusetzen. Erst wenn Sie mir diese schrift-

liche Garantie gegeben haben werden, erst dann werde ich mich herbeilassen, Ihnen irgend eine Mittheilung zu machen."

„Das geht nicht, Herr Seemann, Sie könnten mich mit diesem Papier compromittiren."

„Das werde ich sicherlich thun, wenn Sie mir Ihr Wort brechen."

„Daran denke ich nicht, ich bin gewohnt, stets mein Ehrenwort zu halten."

„Dann haben Sie nichts von einem solchen Papier zu befürchten. Es kommt jetzt nur darauf an, ob es Ihnen wichtiger ist, die Mittheilungen zu erfahren, welche Sie wünschen, oder ob es Ihnen wichtiger ist, kein solches Papier auszustellen. Wählen Sie Herr von Berg, ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie nicht eine Sylbe von mir erfahren, ehe Sie mir den verlangten Schein ausgestellt haben. Wählen Sie!"

Herr von Berg stützte den Kopf in die Hand und saß einige Minuten in das tiefste Sinnen versunken, während der Justizcommissarius Seemann mit der größten Ruhe das Resultat seines Nach-

denkens erwartete. Nach einer langen Pause sagte endlich Herr von Berg:

„Geben Sie mir Papier und Feder, Sie sollen den Schein erhalten.“

Der Justizcommissarius holte schnell Papier und Feder herbei und diktirte Herrn von Berg ein förmliches Ehrenwort in der Art, wie er es so eben gefordert hatte. Dann falzte er das Papier, welches Herr von Berg unterschrieben hatte, nach sorgfältiger Durchlesung zusammen und legte es in eine große Brieftafel; welche er stets bei sich trug.

„Jetzt, Herr von Berg stehe ich zu Ihren Diensten. Ich habe allerdings Fränlein Klara von Warren auch noch später und zwar durch das Kammermädchen beobachten lassen, welches in Diensten derselben steht und ich kann Ihnen über die junge Dame deshalb interessante Mittheilungen geben.“

„Sprechen Sie! sprechen Sie! ich bin auf das Aeußerste gespannt?“

„Wohl, so hören Sie denn. Fräulein Klara von Warren ist jedenfalls zn jener Zeit, als der Geheimerath die Beobachtung derselben anbefohlen

hatte, von derselben unterrichtet worden. Sie hat sich deshalb von ihrem Cousin Hugo von Warren gänzlich zurückgezogen, so daß der Geheimerath sich veranlaßt sah, eine solche Beobachtung vollständig aufgegeben. Hugo von Warren besuchte in jener Zeit das Haus seines Oheims als Gast desselben, war aber fast niemals mit Fräulein Klara allein, auch besuchte Fräulein von Warren ihren Cousin nicht mehr, wie dies früher geschehen war, in seiner Wohnung."

„Also hat Klara Hugo in seiner Wohnung wirklich besucht?!"

„Sie wissen dies ja selbst am besten, da Sie der jungen Dame am 8. Juni, am Tage vor dem Berendschen Antrag in der Nähe von Hugos Wohnung begegnet sind."

„Ah! ich hatte also doch Recht!"

„Gewiß hatten Sie Recht. Nöthigenfalls würde ich im Stande sein, Ihnen hierfür Beweise herbeizuschaffen."

„Schaffen Sie! schaffen Sie, Herr Seemann!"

rief der Lieutenant, sich vergnügt die Hände reibend. „Jetzt aber weiter! was ist später vorgekommen?"

„Hugo von Warren veruneinigte sich, wie Sie wissen, wieder mit seinem Oheim, oder wenigstens wurde das Verhältniß zwischen Beiden in Folge ihrer verschiedenen politischen Ansichten so kühl, daß Hugo unter keiner Bedingung länger das Haus seines Oheims besuchen wollte. Es wurde deshalb nöthig, daß die beiden jungen Leute abermals einen Ort fanden, wo sie zusammentreffen konnten, wenn sie sich überhaupt noch ferner sehen und sprechen wollten. — Hugo ließ deshalb durch seinen Freund, dem Major von Arnow, in dem Hause unter den Linden Nr. . ., welches mit dem Garten an das Warren'sche Haus stößt, eine Wohnung miethen, in welcher eine Wittwe, Madame Martin, einquartirt wurde. Hierher begab sich, gewöhnlich spät Abends, Fräulein Klärchen von Warren, zog sich Männerkleidung an und verließ in dieser das Haus unter den Linden, um an irgend einem dritten Orte, welcher bei jeder Zusammenkunft verschieden gewählt wurde, mit Hugo zusammenzutreffen."

„Wirklich? Das ist sicher?!“ rief der Lieutenant und sprang erfreut von dem Lehnstuhl auf.

Der Justizcommissarius Seemann lachte ganz laut auf.

„Ich muß gestehen,“ sagte er, „es ist das erste Mal in meinem Leben, wo ich sehe, daß ein Bräutigam sich darüber freut, Beweise für die Liebschaft seiner Braut mit einem Andern zu erhalten.“

„Sie haben also Beweise? die vollständigsten Beweise?“

„Ich habe Sie und bin bereit Ihnen dieselbe seiner Zeit zu übergeben.“

„Vortrefflich, Herr Seemann, vortrefflich! Ich werde mich Ihnen vollkommen dankbar erweisen.“

„Ich rechne darauf. Aber hören Sie weiter: Auf die von mir schon angedeutete Weise ist das Verhältniß des Herrn Hugo von Warren mit seiner Cousine fortgesetzt worden bis in die neueste Zeit, Heute Mittag hat Fräulein Klara von Warren es sogar gewagt, ihren Cousin persönlich

am hellen lichten Tage in seiner Wohnung aufzusuchen."

„Heut Mittag?"

„Ja, sie kam verkleidet zu ihm, während der Herr Major von Arnow bei Hugo war, und blieb wohl eine halbe Stunde bei demselben; dann kehrte sie auf dem gewöhnlichen Wege nach Hause zurück."

„Aber die Beweise Herr Seemann, die Beweise!" —

„Werde ich Ihnen schaffen, Herr Lieutenant, sobald Sie den Zettel, den ich in meiner Brieftasche habe, zur Ausführung bringen. Dank um Dank. Es wäre möglich, daß Sie trotz Ihres schriftlichen Ehrenworts, es dennoch für politisch hielten, demselben untreu zu werden; ich werde deshalb erst dann Ihnen die Beweise geben, wenn Sie mir durch die That gezeigt haben, daß Sie Willens sind, Ihrem Worte treu zu bleiben."

„Aber ich bitte Sie, Herr Seemann! wie können Sie nach einer solchen schriftlichen Versicherung überhaupt noch zweifeln!"

„Ich bin ein zu alter Fuchs, Herr Lieutenant,"

entgegnete Seemann lächelnd, „um nicht zu wissen, daß ein Mann von Ihren Grundsätzen nur dann sein Wort hält, wenn es ihm vortheilhaft ist. — Bemühen Sie sich daher nicht weiter, in mich zu dringen, ich weiß, was ich thue. Bedenken Sie aber auch, Herr Lieutenant bei Allem, was Sie in Beziehung auf mich vielleicht zu thun beabsichtigen, daß ich Sie jetzt gänzlich in meiner Hand halte. Erstens habe ich Ihr schriftliches Ehrenwort in der Hand und zweitens habe ich durch dasselbe den Beweis, daß Sie vor Ihrer Verbindung mit Fräulein von Warren mit der Vergangenheit derselben auf das Genaueste bekannt gewesen sind. Ich habe dadurch das Mittel in der Hand, Sie in den Augen der ganzen Aristokratie moralisch zu vernichten, wenn ich diese Thatsache veröffentliche. Hierauf möchte ich Sie in Beziehung auf die Zukunft und auf unser fernerweitiges Verhältniß aufmerksam machen."

Der Lieutenant von Berg knirschte vor Wuth mit den Zähnen.

„Weshalb sagen Sie mir das, Herr See=

mann? Ich weiß das selbst und ich würde nicht zu Ihnen gekommen sein, wenn ich nicht auf Ihre Discretion vertraute."

„Meine Discretion reicht stets nur so weit, als mein Vortheil reicht," entgegnete Seemann spöttisch. „Ich werde vielleicht bald Ihrer bedürfen, Herr Lieutenant, um von Ihnen einige genaue Notizen über verschiedene Persönlichkeiten zu erhalten, mit denen Sie genau bekannt sind. Ich rechne auf Ihre Gefälligkeit, auf Ihre Güte und Freundlichkeit gegen mich, welche Sie hoffentlich veranlassen werden, mir das mitzutheilen, was ich wünsche."

„Sprechen Sie es doch grade aus, Herr Seemann, Sie wollen mich also als Spion gebrauchen. Dazu werde ich mich nicht hergeben."

„Ueberlegen Sie sich das, Herr von Berg. Sie werden selbst am besten wissen, was für Sie vortheilhaft ist. Ob es nicht vielleicht besser für Sie ist, Ihre Verbindung mit Fräulein von Warren aufzugeben und mit ihr das Vermögen der jungen Dame, oder ob Sie es für vortheilhafter

halten, in den von mir angedeuteten freundschaftlichen Beziehungen mit mir zu bleiben; aber bedenken Sie dabei auch, daß selbst, wenn Sie Ihre Verlobung mit Fräulein Klara von Warren aufgeben sollten, doch das Papier, welches ich in der Hand halte, nichts an Gültigkeit und Einfluß verliert. — Lassen Sie uns jetzt dieses Gespräch, welches, wie ich sehe, Sie aufregt, abbrechen. Es ist besser, daß Sie sich auf das Genaueste überlegen, was Sie zu thun haben."

Der Lieutenant von Berg antwortete Nichts. Er stand auf, nahm seine Mütze und entfernte sich schnell, ohne von dem Justizcommissarius Seemann Abschied zu nehmen, der ihm mit einem höhnischen Lächeln die Thür öffnete, um ihn aus dem Hause zu lassen.

Seemann kehrte, als der Lieutenant ihn verlassen hatte, in sein Zimmer zurück, setzte sich in seinen Lehnstuhl und lachte fast ausgelassen vor sich hin.

„Diesen Tropf," murmelte er in den Bart, hätten wir gefangen. Er ist jetzt so eng in meinen

Netzen, daß ich ihn wie eine Marionettenfigur bewegen kann. Er soll mir den Weg bahnen zum Geheimenrathstitel und dann weiter, weiter! Wenn ich nur erst die erste Stufe erstiegen habe, dann soll es mir nicht schwer werden, alle jene hohlköpfigen Schranzen, welche die Hofluft einsaugen, zu unterjochen und mich auf ihren Schultern in die Höhe zu heben. Aber Klärchen Warren!" fügte Seemann leiser hinzu und bei dem Gedanken an das unglückliche junge Mädchen, welches er den Ränken des Lieutenants zu opfern im Begriff stand, schlug dem ehrgeizigen und ränkesüchtigen Mann unwillkürlich das Herz. „Was thue ich mit Klärchen? Nun, kommt Zeit, kommt Rath. Ich halte den Lieutenant von Berg nicht weniger fest in meinen Schlingen, auch wenn ich endlich seine Heirath mit dem armen Kinde verhindere."

Viertes Kapitel.

Wie Julius abermals in die Pläne der Royalisten hineingezogen wird.

Der Lieutenant von Berg verließ eiligen Schrittes die Wohnung Seemann's. Eine leere Droschke fuhr langsam die Straße entlang; der Lieutenant rief dieselbe an und befahl dem Kutscher, nach der Burgstraße Nr. * * zu fahren. Er eilte, bei dem Hause angekommen, in welchem Julius von Lychtendorf sein Absteigequartier hatte, schnell die Treppe hinauf und fand zu seiner Freude den Diener des Barons im Vorzimmer.

„Ist der Baron hier?" fragte er flüchtig und wollte eben in das Zimmer treten.

„Der Herr Baron sind allerdings hier," entgegnete der Diener, welcher den Lieutenant in seiner Verkleidung schon kannte, verlegen, „aber —"

„Aber?“

„Der Herr Baron sind nicht recht wohl, ich weiß nicht — — “

„Nun?“

„Ob Sie zu sprechen sein mögen.“

„Thorheit! Ich muß nothwendig mit dem Herrn Baron sprechen, melden Sie mich ihm.“

„Wie der Herr Lieutenant befehlen!“ sagte der Bediente und ging in's Zimmer, indem er die Thür nur so weit öffnete, als es eben nothdürftig zum Durchkommen erforderlich war.

Nach wenigen Augenblicken öffnete er die Thür wieder und Julius trat dem Lieutenant entgegen, indem er ihn bat, einzutreten.

„Sie sind willkommen, Herr von Berg!“ sagte Julius, „aber was sehe ich, welches wunderbare Costüm haben Sie heut zu Ihrem Verlobungstage angenommen! Wollen Sie etwa in dieser modernen Blouse, dem Symbole des souverainen Volks, mit meiner niedlichen Cousine heut den Tanz eröffnen?“

„Sie scherzen, Herr von Lychtendorf. Ich aber

bin wahrlich dazu nicht aufgelegt, sondern komme zu Ihnen, um Ihnen Mittheilungen von der höchsten Wichtigkeit zu machen und Sie aufzufordern, mir in ähnlicher Kleidung, wie ich selbst angelegt habe, zu folgen."

„Was haben Sie vor?"

„Wir sind doch allein?" fragte Herr von Berg, sich mißtrauisch im Zimmer umsehend, „kann ich ohne Rücksicht zu Ihnen sprechen?"

„Vollkommen," entgegnete Julius ruhig, „es stört uns Niemand."

„Wohl, Herr von Lychtendorf! dann habe ich Ihnen zuvörderst Vorwürfe darüber zu machen, daß Sie sich in neuester Zeit so sehr von unserer Partei zurückgezogen haben, daß Sie bei weitem nicht mehr den Eifer an den Tag legen, mit dem Sie anfangs der Sache des Royalismus dienten."

Julius Stirn verfinsterte sich. „Ich gestehe Ihnen, Herr von Berg, daß dies wahr ist, aber ich gestehe Ihnen auch, daß mir die Mittel, welche unsre Partei anwendet, um wieder zum Siege zu kommen, nicht gefallen. Ich kann dies heimtückische

Schleichen nicht billigen. — Ich erkenne freilich die Nothwendigkeit an, und Sie wissen, daß ich selbst meine Hand dazu geboten habe, durch Spione in den Besitz der Geheimnisse unserer Gegner zu kommen, aber man sollte von solchen Mitteln nur Gebrauch machen, so weit es eben nothwendig ist, während fast unsre gesammte Parteiagitation sich jetzt auf Lug und Trug stützt, während unsre Parteiblätter ein System der Lüge und Verleumdung ergriffen haben, alle Diejenigen, welche nicht zu uns gehören, ohne allen Grund verdächtigen, und während unsre Parteiführer die abscheulichsten Ränke gegen die Führer der andern Partei spinnen. Ich erinnere Sie, daß wir sogar zum Mord unsre Zuflucht nehmen wollten in jenen Junitagen, und daß ich selbst gezwungen wurde, meine Hand zu solchem schändlichen Spiel zu bieten. — Das, ich gestehe es Ihnen offen, hat mich in neuerer Zeit etwas zurückgeschreckt, selbstständig Theil zu nehmen an der Agitation für unsre Parteizwecke."

Der Lieutenant lächelte ironisch. „Sie ent-

wickeln seltsame Grundsätze für einen Politiker, Herr Baron."

„Ich will nicht nur Politiker, ich will auch ein Ehrenmann in jeder Beziehung des Wortes sein." —

„Darf ich fragen," fuhr der Lieutenant höhnisch fort, „ob Sie vielleicht diese edlen Grundsätze im vertrauten Umgange mit Ihrem Vetter, dem berühmten Demokraten, Herrn Hugo von Warren, gesammelt haben?

„Ich bin allerdings vor einiger Zeit viel und vertraut mit meinem Vetter zusammengekommen, der ein Ehrenmann ist, ganz wie ich ihn wünsche," entgegnete Hugo stolz. „Wir sind indessen zu verschiedener politischer Meinung, als daß die Politik im Geringsten den Gegenstand unsrer Gespräche bilden könnte; wir haben diese deshalb ganz aus dem Spiel gelassen."

„Sie sind plötzlich außerordentlich duldsam geworden, aber es ist jetzt die Zeit, Herr Baron, wo es die Pflicht jedes Ehrenmannes ist, einzustehen für seine Partei. Der Entscheidungskampf

naht; in wenigen Tagen, vielleicht morgen schon, wird es sich zeigen, ob die Demokratie die herrschende Staatsform bestimmen soll, oder ob das Königsthum in angestammtem Glanze in Preußen fortan bestehen wird. Ich bin deshalb im Auftrage Ihres Oheims zu Ihnen gekommen, Herr Baron, um Sie zur Theilnahme aufzufordern an dem großen Werke, welches uns zu vollbringen im gegenwärtigen Augenblick obliegt, um Sie zu fragen, ob Sie ein Abtrünniger werden wollen von der Partei, der Sie bisher durch Geburt und Gesinnung angehörten, um Sie zu fragen, ob Sie sich hingegeben haben den schmeichlerischen Einflüsterungen der Demokratie, oder ob Sie an unserer Seite Theil nehmen wollen an dem Kampfe für Ihr angestammtes Königshaus, ob Sie Theil haben wollen an der Ausführung derjenigen Pläne, welche von den Führern unserer Partei entworfen worden sind, um das Haus Hohenzollern wieder zu erheben auf die Höhe des gottbegnadigten Königthums. Wollen Sie das, Herr Baron?"

„Erklären Sie sich deutlicher, Herr von Berg,"

entgegnete Julius finster. „Sie sprechen in allgemeinen Redensarten, ich weiß nicht, was Sie meinen.“

„So werde ich mich denn deutlicher erklären. Sie sehen, daß die Anmaßungen der Demokratie jetzt ihren Höhepunkt erreicht haben. In Wien ist die blutigste Revolution ausgebrochen, man hat den Kaiser vertrieben und die Republik wird die Folge dieser Revolution sein, wenn nicht das österreichische Kaiserhaus mit Energie jenem frechen Empörer bezwingt nnd ohne Rücksicht, ohne Schonung die Revolution bekämpft. Auch bei uns beabsichtigt man Aehnliches; in wenigen Tagen soll hier ein demokratischer Congreß zusammentreten, auf dem die Führer der anarchischen Partei sich vereinigen wollen. In allen demokratischen Zeitungen lesen Sie es geschrieben: Berlin bilde den Brennpunkt der norddeutschen Demokratie, und von Berlin müsse der Impuls für Norddeutschland ausgehen, um in ganz Deutschland die Demokratie zur Herrschaft zu bringen. Die deutsche Republik soll erklärt werden. Die Mitglieder der Linken aller deutschen

Kammern wollen zu gleicher Zeit mit den übrigen demokratischen Führern aus ganz Deutschland in Berlin zusammentreten, sie wollen hier ein Gegenparlament gegen das Frankfurter bilden und jetzt den Streich ausführen, der im Juni bei dem ersten Frankfurter Congreß mißglückt ist. Es kommt jetzt darauf an, mit einem Schlage die Macht jener jämmerlichen Partei zu brechen, es kommt darauf an, ihr den Fuß auf den Nacken zu setzen und sie zu Boden zu treten, in den Staub, in den Staub, in den sie gehört! — Aber noch sind wir zu diesem Schlage nicht vorbereitet genug, noch immer hat die Bürgerschaft Berlin's Anhänglichkeit für jene anarchische Partei, welche ihre Hauptstütze in dem besitzlosen Arbeiterstande findet, in jenem Arbeiterstande, welcher in jedem Augenblick bereit ist, da er nichts zu verlieren hat, die Grundfesten der Gesellschaft zu erschüttern. Im thörichten Freiheitstaumel jubelt der kleine Bürgerstand den Bestrebungen der Demokratie zu und er, mit den Arbeitermassen vereinigt, ist stark genug, um die Herrschaft unserer guten Sache niederzuhalten. Unser

Bestreben ist es, wie Sie wissen, denn Sie selbst haben ja Theil genommen an demselben, im Laufe des ganzen Sommers gewesen, den Arbeiterstand loßzureißen von den Bürgern, die Provinzen loszureißen von Berlin. Ein günstiger Erfolg hat zum Theil unsere Bestrebungen gekrönt, aber dennochwar dieser Erfolg nicht hinreichend. Es kommt jetzt darauf an, daß wir den Schlußstein legen für unser großes Werk, es kommt darauf an, daß wir die Kluft zwischen Arbeitern und Bürgern weit, unausfüllbar auseinanderreißen und daß wir dann diese Spaltung benutzen, um mit kräftig gewaffneter Hand die Revolution niederzudonnern. Unsere Heere sind zurück aus Schleswig-Holstein, wir haben eine gewaltige Truppenmacht um Berlin gesammelt, in wenigen Stunden können 50,000 Mann innerhalb der Mauern Berlins sein; wir sind vorbereitet den gewaltigen Schlag zu führen, sobald die Parteien auseinandergerissen sind, sobald der Bürger dem Arbeiter feindlich gegenübersteht. Dann haben wir nur mit den Letzteren zu kämpfen, während die Ersteren auf unserer Seite stehen, und

dies ist für den Fall eines Straßenkampfes die erste Nothwendigkeit. Die Juni-Revolution in Paris hat uns eine großartige Lehre gegeben, sie hat uns gezeigt, daß es keinen erbittertern Kampf giebt, als den socialen und daß durch Nichts die Spaltung der Stände gewaltiger werden kann als durch einen solchen Kampf; ihn müssen wir daher herbeiführen und es ist die höchste Zeit, daß wir es thun. Morgen vielleicht schon wird sich das Schicksal Preußens entscheiden und ich komme deshalb jetzt zu Ihnen, um Sie Herr von Lychtendorf aufzufordern im Namen der guten Sache, aufzufordern im Namen Derer, welche ihr Leben, ihr Gut und Blut für den König und das Vaterland einzusetzen bereit sind, daß Sie Theil nehmen an unseren Bestrebungen, daß Sie sich nicht ferner hingeben der weichlichen Ruhe, welche Sie in letzter Zeit bewiesen haben."

Herr von Berg schwieg. Julius aber schaute gedankenvoll zu Boden. —

„Sie haben Recht, Herr von Berg," sagte er endlich düster, „Sie haben Recht, ich darf nicht

ferner unthätig bleiben. — Süße Bande haben mich in den letzten Monaten nmschlungen und mich verweichlicht; ich muß mich losreißen aus denselben, ich muß wieder ein Mann werden und Theil nehmen an den Kämpfen, die uns bevorstehen. Ich will es thun. — Was wünschen, was fordern Sie?"

„Ich fordere von Ihnen, daß Sie mich begleiten auf einem Wege, den ich eben jetzt vorhabe, einen Weg nach dem Cöpnicker Felde. Es ist nöthig, daß morgen ein gewaltiger Conflikt zwischen Bürgern und Arbeitern erzeugt werde, es ist nöthig, daß zu diesem Zwecke die Arbeiter aufgereizt werden, daß man Geld unter sie austheile, um sie für den morgenden Tag von der Arbeit abzuhalten, und es ihnen möglich zu machen, anstatt zu arbeiten, zu kämpfen, es ist nöthig, daß wir eine Anzahl zuverlässiger Arbeiter gewinnen, welche durch ihre Einwirkung auf die Uebrigen einen Kampf herbeiführen. Schon sind Vorbereitungen getroffen. Ich habe mir mit dem schwarzen Barthold, den Sie ja auch kennen und der gegenwärtig unter den

Arbeitern auf dem Köpnicker Felde sich befindet, der auf unsere Veranlassung die Zerstörung der Dampfmaschine am Kanal bewirkt hat, ein Rendezvous gegeben, um mit ihm und einigen andern Arbeitern die Maßregeln für morgen zu verabreden. Ich kam zu Ihnen, um Sie aufzufordern, mich zu diesem Rendezvous zu begleiten, mit mir die Unterhandlungen mit den Arbeitern zu theilen, damit Sie diesen für morgen bekannt sind und damit Sie befähigt sind, morgen denselben weitere Instruktionen zu geben. Ich weiß es, Herr von Lychtendorf, daß der Auftrag, den Sie erhalten, ein gefährlicher und unangenehmer ist, aber er durfte nur einem Mann gegeben werden, auf dessen Loyalität man sich vollkommen verlassen konnte. Ihr Oheim hat deshalb Sie im Auge gehabt und mich beauftragt, Ihnen dies mitzutheilen, ich frage Sie deshalb noch einmal, wollen Sie den gefährlichen Posten übernehmen, den Sie in dem großen Kampf der uns bevorsteht, auszufüllen erwählt sind?"

„Ich will es!" entgegnete Julius dumpf, „ich will es, ich folge Ihnen."

Julius stand auf; in wenigen Minuten war er genügend verkleidet, um nicht erkannt zu werden. Ein dicker Flauschrock verhüllte seine Gestalt vollständig, ebenso ein dunkler Bart sein Gesicht. Und er folgte dem Lieutenant von Berg, der ihm schnell voranging.

In einer Droschke fuhren Beide nach dem Köpnicker Felde.

Kaum hatte Julius das Zimmer verlassen, als ein in dem hintersten Theile desselben stehender Wandschirm zurückgeschoben wurde und ein liebliches junges Mädchen hinter demselben hervortrat. Es war Röschen, welche wir seit so langer Zeit nicht gesehen haben.

Röschen ging langsam nach dem Sopha und ließ sich auf die weichen Kissen nieder. Sie stützte das reizende Köpfchen in die kleine weiße Hand und helle Thränen rollten über die frischen Wangen.

So mochte sie wohl eine Viertelstunde gesessen haben, als der Diener des Barons leise an die Thür klopfte und dann vorsichtig in's Zimmer trat. Röschen bemerkte ihn nicht; sie war in zu

tiefes Sinnen versunken, zu sehr von innerem Seelenschmerz bewegt, um Acht zu haben auf Außendinge.

„Fräulein Röschen!“ sagte der Diener leise.

Röschen hörte ihn nicht.

„Fräulein Röschen!“ rief er noch einmal etwas lauter; aber wieder hörte ihn das junge Mädchen nicht, und erst als der Bediente ihren Arm berührte, erst da schreckte sie heftig empor.

„Was wollen Sie, Friedrich? weshalb stören Sie mich?“

„Ich wollte darauf aufmerksam machen, Fräulein, daß der Herr Baron schon seit einer Viertelstunde fort ist und daß er mich beauftragt hat, Ihnen zu sagen, er werde wohl schwerlich heut Abend zurückkehren.“

„Ich weiß es,“ entgegnete Röschen mit erstickter Stimme, „ich erwarte ihn nicht.“

„Aber der Herr Baron wünschen —“

„Was?“

„Der Herr Baron wünschen,“ fuhr der Bediente verlegen fort, „daß dies Zimmer so wenig

wie möglich Abends erleuchtet sei, damit die Nachbarsleute nicht darauf aufmerksam gemacht werden, daß hier Jemand wohne.

„Ach so, und deshalb wünscht Julius, daß ich mich entferne, nicht wahr?“

„Ganz recht, Fräulein Röschen, der Herr Baron meinte —“

„Gut, gut! gehen Sie Friedrich, geben Sie mir Papier und Feder, ich muß an den Baron schreiben; — auf eine Viertelstunde wird es wohl nicht ankommen.“

Der Bediente holte schnell Papier und Feder und verließ dann wieder das Zimmer.

Röschen aber schrieb eilig, indem während des Schreibens oft die Thränen auf das Papier tröpfelten und die Schrift fast unleserlich machten. Sie schrieb in feinen und zierlichen Zügen, die nur durch das Zittern ihrer Hand sich mitunter etwas verzogen, folgenden Brief:

Mein Julius!

Ich bin Zeuge gewesen Deines heutigen Gesprächs und — was ich so lange befürchtet — ich

habe es heute erfahren, daß Du mich nicht mehr liebst, daß die unglückselige Politik Dir geht über Deine Liebe zu mir.

Du hast Dich entschlossen, Dich loszureißen von mir, weil meine Liebe Dich verweichlicht. — So gehe denn! so verlasse mich denn! verlaß mich ohne ein Wort des Trostes, mich, die ich Dich so unaussprechlich liebe. — Habe ich Dir denn nicht Alles, Alles geopfert, was mir noch theuer war in diesem Leben? habe ich nicht sogar mein reines Gewissen Dir zum Opfer gebracht, indem ich Die verrieth, die mir so freundlich vertrauten?

Aber ich bedaure es nicht. Du liebtest mich ja damals und ich liebte Dich; mein ganzes Sein und Wesen ging in Dir auf, meine Seele gehörte Dir. Ich bedaure es nicht, denn auch Du vertrautest mir ja alle Deine Pläne an und folgtest endlich sogar meinen Bitten, meinen dringenden, flehentlichen Bitten, Dich zurückziehen von jenen finsteren Unternehmungen, nicht länger Dich herzugeben zum Werkzeuge Derer, die Dich mißbrauchten, die Deinen edlen Sinn befleckten mit schmach-

vollen Handlungen. Du gewährtest meine Bitten und daraus sah ich, daß Du mich wirklich liebtest.

Jetzt aber, jetzt willst Du wiederum Deine Hände beflecken mit Blut, jetzt willst Du wiederum Theil haben an jenen Schändlichkeiten, willst Dich wiederum hingeben den Einflüsterungen jener furchtbaren Menschen, die unter dem Scheine einer edlen Sache Dich mißbrauchen, Du hörst nicht mehr meine Bitten, mein Flehen. Nun wohl! so möge es denn geschehen! aber ich wenigsten will nicht länger jenen Abscheulichen dienen. Wir müssen uns trennen! — Lebe wohl, mein Julius! lebe wohl — ewig wohl! Gewähre mir nur noch eine Bitte, um unserer Liebe willen. Es ist die — daß Du mich nicht wieder aufsuchst — daß wir uns nie, nie nie wiedersehen, denn ewig wird das Blut, welches Deine Genossen durch Dich zu vergießen im gegenwärtigen Augenblick bereit sind, zwischen mir und Dir stehen und uns trennen.

Lebe wohl! noch einmal, lebe wohl!

Rosalie.

Nachdem Röschen diesen Brief geschrieben

hatte, und sie vermochte es nicht, ihn zu Ende zu bringen, ohne oft ihren Thränen freien Lauf zu lassen und sich schluchzend zurückzulehnen in die Kissen des Sophas, rief sie den Diener des Barons und übergab ihm das Schreiben mit der Bitte es dem Baron so bald als möglich einzuhändigen.

Dann verließ sie die Wohnung ihres Geliebten, um zurückzukehren nach der Hartmannschen Restauration und um dort mit gebrochenem Herzen aber mit freundlichem Gesicht die gewohnte Arbeit zu thun, die ihr noch nie so schwer geworden war als heute.

Wie widerwärtig erschienen ihr heut die banalen Scherze der zahlreichen Gäste, wie schnitten ihr alle diese liebkosenden Worte in's Herz, welches noch blutete von dem schweren Entschluß, den sie gefaßt hatte.

Fünftes Kapitel.

Der Leser wird in eine liebenswerthe Gesellschaft eingeführt.

Julius und der Lieutenant fuhren so schnell, als eine Berliner Droschke zu fahren vermag, dem Köpnicker Felde zu. Der Lieutenant hatte dem Kutscher ein Trinkgeld versprochen, wenn er schneller als gewöhnlich fahren wollte und dieser peitschte nun mit aller Macht auf seinen magern Gaul los, wodurch er es in der That zu einem ziemlich schnellen Trab brachte.

Der Lieutenant versuchte mehrmals während der Fahrt, ein Gespräch mit Julius anzuknüpfen, aber dieser antwortete stets so einsilbig, gab sich so wenig dem freundlichen Zureden des Lieutenants hin, daß dieser selbst bald genug die Lust verlor, mit seinem schweigsamen Gefährten den Versuch einer Unterhaltung zu machen.

Etwa in der Mitte der Köpnickerstraße befahl der Lieutenant dem Kutscher, zu halten. Er stieg mit Julius aus, nahm ihn unter den Arm und führte ihn eiligen Schrittes dem Schlesischen Thore zu.

„Sie werden jetzt in eine seltsame Gesellschaft kommen, lieber Baron," sagte er, schnell vorwärts schreitend, „Arbeiter von allen möglichen Rammen der Kanalarbeiten, lauter prächtige Leute! Berliner Proletarier erster Klasse! Sie müssen Ihren aristokratischen Stolz ein wenig unterdrücken, denn seit der glückseligen Märzrevolution ist das souveraine Volk gewohnt, mit Unsereinem wie mit Seinesgleichen umzugehen und durch nichts wird es leichter verletzt, als durch eine aristokratische Zurückziehung oder durch Stolz im Wesen Dessen, der sich mit ihm abgiebt."

„Ich weiß es," entgegnete Julius, „und wie widerwärtig es mir auch ist, mich mit diesen Leuten abzugeben, so sehe ich doch die Nothwendigkeit davon ein und werde nicht so unklug sein, diese

Menschen, die wir brauchen, durch Stolz zu verletzen.“

„Ich glaube Ihnen das,“ entgegnete der Lieutenant, „und wenn ich nicht wüßte, daß Sie sich beherrschen können, würde ich Sie nicht gebeten haben, mich zu begleiten. Doch wir sind zur Stelle! Dieser Keller hier ist unser Ziel!“

Die beiden jungen Männer standen vor einem kleinen, niedrigen Hause von häßlichem, schmutzigen Ansehen. Die Keller des Hauses waren zu einem sogenannten Victualien-Geschäft eingerichtet. Zwei große Vorhänge-Schilder, auf denen in blauem Grunde höchst kunstvoll einige Körbe mit Semmeln und Schrippen, verschiedentliche Würste und Teller mit Eiern und einige tüchtige Branntweinflaschen abgebildet waren, zeigten dies an.

Der Lieutenant schritt Julius voraus die Stufen in dem Keller hinab. Er öffnete die Thür, ein dicker Qualm von Tabacks- und Branntwein-Dämpfen stieg den Eintretenden entgegen und verletzte die aristokratischen Nerven des jungen Barons dergestalt, daß dieser gern wieder umgekehrt wäre,

wenn er es mit Ehren hätte thun können. Aber er durfte ja nicht und so folgte er mit Widerwillen dem voranschreitenden Lieutenant, dem die gräuliche Atmosphäre, in welcher Julius kaum zu athmen vermochte, nicht besonders unangenehm, wenigstens nicht ganz unbekannt schien.

Die Ankommenden traten in eine geräumige Kellerstube, in deren hintern Ende ein Büffet mit vielen Branntweinflaschen verschiedener Größe angebracht war. Auf dem Ladentisch vor dem Büffet standen alle jene einladenden Sachen, wie Semmeln, Schrippen, frische Knoblauchswürste, Eier, ein angeschnittener Schinken und dergleichen mehr, welche auf dem Schilde so schön dargestellt waren. Von der Decke herab hing eine ganze Gallerie staubiger Würste in schönster Reihenfolge. Der Vordergrund der Stube war ausgefüllt mit einer Anzahl kaum abgehobelter Tische und Bänke, welche mit zahlreichen Gästen besetzt waren. Ueber dem Ganzen schwebte eine dichte Nebelwolke, welche dem Eintretenden für den ersten Augenblick kaum einen genauen Ueberblick über das Zimmer erlaubte und

wenigstens Julius so scharf in die Augen beitzte, daß ihm unwillkürlich eine Thräne aus denselben gepreßt wurde. — Erst nach und nach konnte der junge Aristokrat sich an diese ekelhafte Ausdünstung gewöhnen und vermochte ein wenig um sich zu blicken und die Gesellschaft, deren Mitglied er werden sollte, zu mustern.

Er sah zuvörderst hinter dem Ladentisch einen sehr dicken, wohlgenährten Mann stehen, dessen Kleidung der größten Hauptsache nach aus einer Schürze, die ihm um den Hals gebunden war und den ganzen dicken Leib bedeckte, bestand. Diese Schürze war einst weiß gewesen; man konnte dies indessen nur ahnen, weil keine andere Farbe die vorherrschende auf derselben war. Die Spuren vielfach verschiedener Getränke und Speisen waren auf der Schürze zurückgeblieben und gaben einen deutlichen Beweis von der Reichhaltigkeit der Speisekarte in dieser Restauration.

Der Blick des Barons verließ schnell den Wirth, um sich auf die Gäste zu wenden, aber auch hier fand er nicht viel Tröstlicheres. Um eine der

langen Tafeln von ungehobeltem Kienenholz, welche ebenso wie die Schürze des Wirthes seit Monaten des reinen Wassers entbehrt zu haben schienen, saßen etwa 20 bis 30 Männer des verschiedensten Alters. Jeder hatte entweder ein Glas Branntwein oder Bier, theils Weiß-, theils Braunbier vor sich, und fast Alle qualmten aus kurzen Pfeifen einen furchtbaren Tabacksdunst in das Zimmer; nur Wenige hatten sich emporgeschraubt bis zu dem Luxus einer Cigarre, deren Dämpfe ihren echt vaterländischen Ursprung bezeugten.

Die Männer, welche hier versammelt waren, zeigten sämmtlich durch ihre Kleidung und besonders auch durch den Ausdruck ihrer Gesichter und des ganzen Wesens, daß sie der niedrigsten Arbeiterklasse angehörten, nicht jener Arbeiterklasse, welche, durch die Noth gezwungen, sich mit schweren Arbeiten beschäftigt, sondern jener, welche zuweilen arbeitet, wenn ihr eben das Geld ausgegangen ist, welche aber für gewöhnlich die Arbeit flieht und sich dem leichteren und einträglicheren Geschäft des Betruges oder Diebstahls hingiebt. Die meisten der Anwe-

senden trugen in ihren Gesichtern das Gepräge der vollendetsten Gauner- und Diebes-Physiognomien, es war der Abschaum des Berliner Pöbels, würdige Gefährten des schwarzen Barthold, der am obersten Ende des Tisches gewissermaßen einen Ehrenplatz zu haben schien und der sich hier in seiner vollen Würde fühlte.

Es war eine bunte, seltsame Gesellschaft, wie man sie wohl selten, wenn man nicht in diese Schlupfwinkel des Verbrechens, deren Berlin in den entlegenen Stadtheilen so manche hegt, herabsteigt, zu sehen vermag.

Die Abstufungen des Alters waren in dieser Gesellschaft sehr auffallend; hier sah man den Knaben von kaum 17, 18 Jahren neben dem weißbärtigen Greise, dort den starken robusten Mann neben dem schwächlichen, durch Ausschweifungen jeder Art ruinirten, fast in sich zusammenknickenden Jüngling. Auch die Kleidung dieser Männer bot die wunderbarste Abwechselung. Einige derselben trugen eine Kleidung, welche den höheren Ständen anzugehören schien, Andere hingegen waren so zer-

lumpt, ihre Röcke oder Jacken waren mit so unzähligen schmutzigen Flicken besetzt, daß man kaum den nrsprünglichen Stoff derselben zu ersehen vermochte. —

Julius schauderte zurück, als sein Blick über diese wüste Gesellschaft hinflog und er sich sagen mußte, daß er mit diesen Menschen ein gemeinsames Werk beginnen wollte.

Der schwarze Barthold sprang von seinem Sitz auf, als er die Eintretenden bemerkte.

„Willkommen Bürger!" rief er denselben entgegen, „ich freue mich, daß Sie Wort halten. Ich habe hier schon einige Freunde von mir eingeladen, welche gegen Geld und gute Worte bereit sind, Ihnen zu dienen. Kommen Sie, Bürger! setzen Sie sich neben mich, machen Sie sich's bequem, thun Sie, als ob Sie hier zu Hause wären. — Holla, alter Hans!" rief er, sich zum Wirthe wendend, „Bier oder Schnaps für diese beiden Bürger! Was wünschen Sie zu trinken? Ich empfehle Ihnen den Kümmel mit Bittern, der bei'm alten Hans ganz vortrefflich ist."

„Nein," entgegnete der Lieutenant von Berg, „geben Sie mir eine Weiße, und mein Freund wird wohl meinen Geschmack theilen, nicht wahr, Julius?"

„Vollkommen," entgegnete dieser kurz.

Und Barthold kommandirte nun: „Eine Weiße für die beiden Bürger, welche die Gesellschaft mit ihrem Besuche beehren."

Der Lieutenant und Julius mußten am Ende des Tisches neben Barthold Platz nehmen und hatten hier vollkommen Gelegenheit, bei einer nochmaligen Musterung der Gesellschaft sich zu vergewissern, daß Barthold mit lobenswürdiger Auswahl die würdigsten seiner Gefährten aus der gesammten Spitzbubenwelt Berlins herauszufinden gewußt hatte.

Sobald die Weißen für Herrn von Berg und Julius gebracht worden waren und sobald diese daher als Mitglieder der Gesellschaft installirt waren, stand Barthold von seinem Sitz auf und redete die Gesellschaft an:

„Bürger!" sagte er, „Ihr wißt, daß diese

beiden hochachtbaren Herren hier zu uns gekommen sind, um mit uns zu sprechen wegen des morgenden Tages. Es kommt darauf an, daß wir uns einmal tüchtig mit dieser vermaledeiten Bürgerwehr prügeln und ich glaube, das wird ganz Eurem Geschmack angemessen sein! Wir wollen daher weiter keine Vorrede machen, und ich frage den Bürger, ob er, wie er mir gestern gesagt hat, bereit ist, ein Paar Thaler springen zu lassen, denn wir sind arme Leute und haben nicht Zeit, einen Tag Arbeit zu versäumen, wenn wir nicht dafür entschädigt werden."

„Ich sagte Ihnen bereits," entgegnete der Lieutenant, „daß Sie für Ihre Person mit 60 Gefährten, welche Sie auswählen können, jeder einen Thaler als Entschädigung für den morgenden Tag erhalten sollen, wenn Sie es dahin bringen, daß ein Kampf zwischen Bürgerwehr und Arbeitern stattfindet. — Sie wissen, meine Herren!" fuhr der der Lieutenant zu den Arbeitern sich wendend fort, „daß es jetzt an der höchsten Zeit ist, den Uebergriffen der Bürgerwehr Schranken zu setzen, Sie

wissen, daß die Bürgerwehr, welche eigentlich eine Volkswehr sein sollte, die Arbeiter auf das Schändlichste tyrannisirt. Den Arbeitern gehören von Rechtswegen die Waffen, aber die Bürger haben sie, und es kommt jetzt darauf an, daß wir ihnen dieselben nehmen, es kommt darauf an, daß wir diese Gelegenheit benutzen, um eine neue Revolution zu machen, denn Sie sehen, daß die Regierung bereits mächtig darauf losarbeitet, alle Errungenschaften der Märzrevolution zunichte zu machen. An Ihnen, meine Herren, ist es, an Ihnen, die Sie kräftige, tüchtige Arbeiter sind, dem Volke mit gutem Beispiel vorauszugehen! Sie haben die Aufgabe, den Kampf zu bestehen, eine neue Revolution zu veranlassen! Und deshalb sind mein Freund und ich zu Ihnen gekommen, um mit Ihnen darüber zu sprechen. Wir gehören nicht zu den lumpigen Klubredner, die stets mit großen Worten den Mund voll nehmen, aber wenn es zu Thaten kommt, sich verkriechen, die fortwährend bestrebt sind, das Volk, wenn es sich selbst Recht verschaffen will, davon abzuhalten, die Aufregung

vorbereiten, aber, wenn sie aufgewiegelt haben, stets auch wieder abwiegeln!"

Ein rohes beistimmendes Gelächter unterbrach den Lieutenant. Er fuhr, als die Lachlust seiner Zuhörer sich ein wenig gelegt hatte, weiter fort:

„Wir sind, wie ich Ihnen schon sagte, meine Herren, keine Männer des Wortes, sondern der That, echte, wahre Volksfreunde! und wir kommen deshalb zu Ihnen, um jetzt, wo es die That gilt, mit Ihnen gemeinschaftlich zu handeln. Wir wissen, daß es von Ihnen nicht zu verlangen ist, daß Sie Ihre Zeit umsonst dem Wohle des Staates opfern, wir sind deshalb gern bereit, Sie zu entschädigen. Sie sollen Jeder einen Thaler für Ihre Mühe und für Ihre Versäumniß erhalten; mehr zu geben vermögen wir nicht, aber dies geben wir gern und wir überlassen es jetzt Ihnen, die geeigneten Wege zu finden, wie Sie einen Kampf mit jener feigen Bürgerwehr und dadurch eine neue Revolution herbeiführen können. — Mein Freund hier, Herr Julius Walter, der ebenso wie ich ein Mann des Volkes ist und für die Freiheit des

Volkes gern sein Leben opfern würde, wird morgen sich in Ihrer Mitte befinden und mit Ihnen gemeinschaftlich das große Werk der Freiheit vorbereiten. Auf ihn können Sie sich verlassen! Er wird Ihnen das versprochene Geld auszahlen, er wird Sie anführen zum Kampfe; er hat tüchtige militärische Kenntnisse, er wird den Bau von Barrikaden leiten, er wird Ihnen sagen, was Sie zu thun haben. Wollen Sie, meine Herren, wollen Sie Ihr Leben für die Freiheit des Volkes in die Schanze schlagen, nun wohl, dann stehen wir zu Ihnen!" —

Ein donnerndes Bravo folgte der Rede des Lieutenants von Berg, welche vollkommen auf diese Leute berechnet war, denn die meisten von ihnen, so arge Spitzbuben sie auch waren, würden doch schwerlich sich dazu hergegeben haben, wissentlich der Reaction in die Hände zu arbeiten. Hätte der Lieutenant von Berg seine wahren Pläne und Absichten ihnen enthüllt, so würden nur Wenige ihm beigestimmt, Wenige sich bereit erklärt haben, für diese Pläne zu arbeiten; und diese Wenigen wür-

den von den Uebrigen gezwungen worden sein, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Der Herr von Berg hatte daher die Form seiner Rede vollkommen gut gewählt; er hatte es schlau berechnet, theils den Eigennutz dieser Leute, theils die Lust derselben zu Scandal, theils auch die demokratische Gesinnung derselben anzuregen und war dadurch seines Sieges gewiß geworden.

Nur der schwarze Barthold kannte von allen Anwesenden den Lieutenant und seine Absichten, dieser lächelte daher bei der demokratischen Rede des Lieutenants, aber er hütete sich wohl, seinen Freunden den eigentlichen Kern derselben zu entdecken, sondern er blinzelte nur mit einem schlauen Gesicht dem Lieutenant zu und gab ihm dadurch seinen Beifall über die wohlgewählten Worte zu erkennen. Als der Lieutenant geendet hatte, nahm er das Wort.

„Ihr seht, Bürger,“ sagte er, „daß sich Alles ganz so verhält, wie ich es Euch gesagt habe. Es kommt darauf an, daß Ihr einen Kampf mit der Bürgerwehr herbeiführt, denn nur dadurch wird es

möglich sein, eine neue Revolution zu machen, von deren Nothwendigkeit Ihr ja Alle vollkommen und fest überzeugt sein müßt. Ich habe nichts mehr hinzuzufügen und schlage nur vor, daß wir diesen beiden tüchtigen Bürgern ein Lebehoch bringen, um denselben zu zeigen, wie sehr wir ihre guten Absichten ehren."

Ein dreimaliges donnerndes Lebehoch auf die beiden Besucher folgte Barthold's Worten. Die Schnaps- und Biergläser rasselten gegen einander und mancher Tropfen köstlichen Stoffes floß dabei auf den Tisch und verlor sich in dem Meer von Schmutzflecken, welche denselben bedeckten.

Das Geschäft, welches den Lieutenant und Julius in diese Gesellschaft geführt hatte, war beendet. Barthold versprach, daß am nächsten Tage während des Vormittags der Aufstand vorbereitet werden sollte und daß er bis spätestens Nachmittag zum Ausbruch kommen werde.

Der Lieutenant bezahlte als Angeld für alle Anwesenden die Rechnung Dessen, was sie verzehrt hatten und entfernte sich dann mit Julius, nach-

dem er vorher noch einen kräftigen Händedruck von jedem Arbeiter hatte hinnehmen müssen, was besonders Julius auf das Alleräußerste anekelte.

„Gott sei Dank!“ sagte Julius, als er wieder auf der Straße war und wieder eine freie, reine Luft athmete, „Gott sei Dank, daß wir aus dieser verpesteten Atmosphäre heraus sind! mir wurde übel und weh in dieser Branntwein durchdampften Luft und beim Anblick dieser scheußlichen Gaunerphysiognomieen.“

„Unser Geschäft ist glücklich vollbracht,“ entgegnete der Lieutenant sehr vergnügt, „wir dürfen das Beste hoffen. Entsteht morgen ein Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern und wird dieser Kampf nur einigermaßen heftig, fließt Blut dabei und fühlt sich die Bürgerwehr zu schwach, um den Arbeitern zu widerstehen, so wird sie das Militär zu Hülfe rufen. Die Arbeiterhaufen werden unterdrückt werden und die Regierung wird in den Stand gesetzt sein, kräftig und energisch aufzutreten gegen die sich mit jedem Tage weiter ausbreitende Anarchie, gegen diese Nationalversammlung, welche

mit dem Schein des Rechtes jetzt die Revolution in Permanenz zu erklären bestrebt ist. Vorwärts, Herr von Lychtendorf! Vorwärts! es ist jetzt Zeit für uns, zu handeln, und unser Aller Pflicht ist es, kein Mittel zu scheuen, um unserm hohen Ziele nachzustreben."

„Ich bin bereit," entgegnete Julius düster, ich werde meine Pflicht erfüllen."

„Darauf rechne ich. Aber still jetzt von der Politik! Lassen Sie uns umkehren, unsere entwürdigende Proletarierkleidung abwerfen und zum Geheimenrath eilen, der uns sicherlich schon erwartet. Heut ist ja mein Verlobungsfest, heut werde ich Ihr Vetter, mein theurer Baron, und diesen Tag wollen wir festlich begehen, um so mehr, als wir heute mit dem Bewußtsein es thun können, dem Vaterlande einen großen Dienst geleistet zu haben." —

Sechstes Kapitel.

Das Verlobungsfest.

Die Salons des Geheimenraths von Warren waren glänzend erleuchtet und in denselben die Elite der Berliner Gesellschaft versammelt. Wieder hatten sich dort alle diejenigen zusammengefunden, welche wir schon einmal in einer Gesellschaft des Geheimenraths von Warren getroffen haben.

Es war ein doppeltes Fest, welches am heutigen Tage gefeiert wurde, der Geburtstag des Königs, das Fest, welches von allen Royalisten Berlin's im Jahre 1848 mit besonderer Feierlichkeit begangen wurde, und die Verlobung der Tochter des Geheimenraths mit dem Lieutenant von Berg.

Der Geheimerath hatte nichts gespart, was das Fest angenehm und glänzend zu machen vermochte. Die Gesellschaftssäle waren wahrhaft zau=

berhaft ausgeschmückt und strahlten in einem Meere von Licht; die höchste Eleganz, der großartigste Luxus, wie nur der ungeheure Reichthum des Geheimenraths ihn möglich machte, trug dazu bei, den Glanz des Festes zu erhöhen. Durch die Säle drängten sich die eleganten Modedamen der Residenz und die Herren in reicher Uniform, in ausgesuchter Toilette.

Aber dennoch schwebte über dem Ganzen, trotz dieses Glanzes, trotz des strahlenden Lichtes, eine dunkle Wolke des Mißmuths. Es war Niemand heiter, Niemand fröhlich auf dem glänzenden Feste; Jeder schien sich zu sagen, daß ernste Ereignisse bald dem Festglanze folgen könnten.

Auch der Geheimerath selbst war nicht der zuvorkommende, galante Wirth, der er sonst zu sein pflegte. Er wußte heut nicht, wie früher, jedem seiner Gäste etwas Angenehmes zu sagen, sondern er stand mit einem düsteren Gesichte mit seinem Schwiegersohne, dem Lieutenant von Berg, der in volle Paradeuniform gekleidet war, in einer Ecke des Zimmers und unterhielt sich mit demselben leise

und angelegentlich. Herr von Berg erstattete dem Geheimenrath Rapport über seine heutige Thätigkeit und erregte durch seine Berichterstattung die höchste Zufriedenheit des Geheimenraths, aber auch diese Zufriedenheit vermochte nicht die düsteren Wolken des Mißmuths auf der Stirn des Geheimenraths zu zerstreuen, vermochte nicht die schweren Sorgen zu heben, welche sein Gemüth umdunkelten.

„Ich bin zufrieden,“ sagte er, „sehr zufrieden! und hoffe das Beste. Aber dennoch vermag ich nicht heiter zu sein. — Wir spielen ein gewagtes Spiel — wenn es mißglückt, können wir Alles verlieren. Unter jeder Bedingung dürfen wir nicht voreilig sein mit Heranziehung der Truppen. Wir dürfen Sie nicht heranziehen, wenn sie nicht auf das Ausdrücklichste von der Bürgerwehr gefordert werden, denn es wäre zu leicht möglich, daß die Bürgerwehr gegen die Truppen Front machte, mit den Arbeitern sich verbände und bei der aufgeregten Stimmung, welche im gegenwärtigen Augenblick im Volke herrscht, einen Sieg über uns davon

trüge. — Nur mit der Bürgerwehr vereint können wir, wie mir auch der Major Bessel versichert hat, etwas ausrichten; deshalb bitte ich Sie, Herr von Berg, treffen Sie alle Dispositionen auf das Vorsichtigste. Auf keinen Fall dürfen die Truppen sich unberufen in das Gefecht zwischen Bürgern und Arbeitern eindrängen."

„Seien Sie unbesorgt, Herr Geheimerrath, ich weiß, das die Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Alles ist auf das Beste vorbereitet. Jetzt aber bitte ich Sie, lassen wir die Politik ruhen. Ich möchte am heutigen Tage gern einmal mir selbst angehören, am heutigen Tage, der mich zum glücklichen Menschen machen soll. Was sagt Fräulein Klara? Hat sich ihr Widerwille etwas gegeben, erklärt sie endlich sich bereit, Ihren Befehlen Gehorsam zu leisten, mir anzugehören?"

Der Geheimerath schüttelte mißmüthig mit dem Kopfe.

„Nein," sagte er, „noch heut Vormittag hat mir Klara auf das Bestimmteste erklärt, sie würde nun und nimmermehr, unter keiner Bedingung die

Ihrige werden. Ich habe ihr fest entgegnet, daß heute ihre Verlobung sein werde, daß ich heute dieselbe öffentlich bekannt machen würde."

„Und was erwiderte Fräulein Klara darauf?" fragte der Lieutenant von Berg begierig.

„Sie erwiderte mit einer mir unbegreiflichen Ruhe, daß sie Mittel finden werde, dies zu verhindern."

Herr von Berg wurde leichenblaß, „Und Sie haben dennoch diese Gesellschaft eingeladen?"

„Gewiß," entgegnete der Geheimerath verwundert, „nur eben dadurch vermag ich meine Tochter zu zwingen. Sie kann unmöglich in Gegenwart aller dieser Zeugen mir einen Auftritt machen. Ich werde heute bei Tische öffentlich ihre Verlobnng proklamiren und Klara wird sich darein fügen müssen."

„Ich fürchte — "

„Was können Sie fürchten? Sie wissen so gut wie ich, Herr Lieutenant, daß das Herz meiner Tochter Ihnen für jetzt noch nicht gehört; an Ihnen ist es, sich dasselbe zu erwerben, wenn

Klara die Ihrige sein wird; ich kann nichts dazu thun. Meine Versprechungen gegen Sie löse ich, indem ich meiner Tochter den entschiedenen Befehl gebe, sich mit Ihnen zu verloben."

„Ich erkenne das an, Herr Geheimerath, aber ich fürchte, Fräulein Klara wird eben die Gegenwart dieser großen Gesellschaft benutzen, um laut und öffentlich zu erklären, daß sie nun und nimmermehr mir ihre Hand geben werde. Sie kennen die Selbstständigkeit im Charakter Ihrer Tochter; das Mittel, welches Sie angewendet haben, dieselbe zu zwingen, wird möglicherweise zum Mittel werden, jede Verbindung zwischen mir und Fräulein Klara unmöglich zu machen."

„Nein, das wird es nicht — Klara kann und wird —"

„Sprechen Sie noch einmal mit dem Fräulein Klara," unterbrach Herr von Berg den Geheimenrath, „sprechen Sie noch einmal ernst und entschieden mit ihr, vielleicht vermögen Sie noch den harten Sinn der jungen Dame zu besänftigen."

„Ich werde es sogleich thun und Ihnen dann

Nachricht geben," entgegnete der Geheimerath und verließ Herrn von Berg, um mit seiner Tochter zu sprechen, welche in einem Nebenzimmer in einem Kreise junger Damen saß.

Auch Klärchen von Warren war am heutigen Tage eine ganz Andere als sonst. Ihr leuchtender sprühender Witz war verschwunden und hatte einem tiefen Ernst Platz gemacht. Klärchens sonst so blühende Wangen waren bleich, ihr Auge war trübe — sie war kaum zu erkennen. Sie, die sonst die Munterste der Munteren gewesen war, war heute still uud einsilbig.

Der Geheimerath setzte sich neben seine Tochter und sprach leise mit ihr.

„Du weißt, Klara," sagte er, „zu welchem Zweck ich diese Gesellschaft eingeladen habe."

„Ich weiß es," entgegnete Klärchen mit einer unaussprechlichen Kälte im Ton.

„Es ist heute das Fest Deiner Verlobung mit Herrn von Berg."

„Du hast es mir bereits heute morgen gesagt."

„Du weigertest Dich heut morgen auf das Entschiedenste meinem Willen zu folgen; hast Du Dich besser bedacht, siehst Du endlich ein, daß ich Dein Bestes will, daß ich Dir einen Gatten ausgesucht habe, der Deiner vollkommen würdig ist, mit dem Dich zu verbinden eine Ehre für Dich, für unsere ganze Familie ist?"

„Ich kenne Herrn von Berg."

„Du kennst Herrn von Berg, und dennoch weigertest Du Dich, meinem Willen zu gehorchen? Du kennst seine vortrefflichen Eigenschaften, seinen großartigen Charakter, seine Entschiedenheit, seine Fähigkeiten, Du weißt, daß die glänzendste Staatscarriere seiner harrt — und dennoch weigertest Du Dich?"

„Ich weiß, daß Herr von Berg ein ränkesüchtiger Mann ist, ein Mann, der meine Hand begehrt, obgleich er überzeugt ist, daß ich ihn hasse und — verachte, der aber dessen ungeachtet meine Hand begehrt, weil er weiß, daß ich reich bin."

„Das sind thörichte Ideen, Klara."

„Genug Vater! ich weiß das. Heut morgen

weigerte ich mich, weil ich Herrn von Berg kenne. Ich hatte mir vorgenommen, um jede Verbindung mit demselben unmöglich zu machen, heut öffentlich zu erklären, daß ich ihm niemals meine Hand reichen werde. Ich habe mir indessen im Laufe des heutigen Tages bei ruhiger Ueberlegung klar gemacht, daß ich dadurch die Pflichten, welche ich unserer Familie gegenüber habe, verletzen würde; ich werde deshalb, wenn Du heute meine Verlobung mit Herrn von Berg proklamirst, kein Wort entgegnen."

„Du willigst also ein?" fragte der Geheimerath freudig.

„Nein," entgegnete Klara, „ich willige nicht ein und ich werde nie die Gattin des Herrn von Berg werden. Selbst vor dem Altare noch werde ich Nein sagen, wenn Du mich zwingst, mit ihm vor den Altar zu treten. Aber ich will, um ein gehässiges Aufsehen zu vermeiden — heut schweigen. Ich werde die Glückwünsche, welche man mir bringt, empfangen, ohne ein Wort zu entgegnen, ich werde Niemandem sagen, daß ich die Braut

des Herrn von Berg sei, daß ich diese Verlobung anerkenne, aber ich werde auch das Gegentheil nicht sagen."

„Das ist genug, mehr verlange ich für den Augenblick nicht von Dir, mein theures Kind!" entgegnete der Geheimerath freundlich und ergriff die Hand seiner Tochter.

Aber diese entzog sie ihm, indem sie sich kalt von ihm abwendete.

„Klärchen!" sagte der Geheimerath milde, „Du weißt, wie unaussprechlich ich Dich liebe, wie sehr mir Dein Glück am Herzen liegt — "

„Ich weiß, daß Du — um Deine Pläne zu erfüllen, mich dem Herrn von Berg, den ich hasse und verabscheue, — verkauft hast. Du hast meine Liebe zu Dir gewaltsam aus meinem Herzen gerissen."

„Klärchen!" entgegnete der Geheimerath ernst und vorwurfsvoll, „wie kannst Du so mit Deinem Vater sprechen! Du vergißt Dich, mein Kind, und nur Deiner aufgeregten Stimmung kann ich in einem solchen Augenblick solche Worte verzeihen."

„Ich verlange keine Verzeihuug," entgegnete Klärchen mit eisiger Kälte. „Du willst mich gebrauchen zum Werkzeug Deiner — Pläne, ich aber werde mich dazu nicht brauchen lassen. Du hast mir heut gedroht, mich zu enterben, mich hinauszustoßen, arm und mittellos in die fremde Welt — magst Du es thun, ich werde ohne Dich zu leben oder zu sterben wissen, nimmer aber mich an einen Mann verkaufen lassen, den ich weder lieben noch achten kann."

„Klärchen!"

„Dringe nicht weiter in mich, Du selbst hast das Band der Liebe zerrissen, welches Vater und Kind umfangen sollte, Du magst mir daher keine Vorwürfe machen, wenn auch ich fortan vergesse, daß ich Deine Tochter bin. — Ich habe einen Theil Deines eigenen starren Sinnes ererbt und Du darfst Dich nicht beklagen, wenn Du die Folgen Deiner eigenen Handlungsweise erndtest."

Klara stand bei diesen Worten auf und verließ ihren Vater, indem sie sich zu einer Gruppe

von Damen wendete, welche in einem Nebenzimmer zusammen plauderten.

Der Geheimerath verließ ebenfalls seinen Platz und kehrte zu Herrn von Berg zurück. Die entschiedenen Worte seiner Tochter hatten ihn schwankend gemacht. Er konnte nicht begreifen, wie das junge Mädchen, das sich bisher immer so sanft und weich ihm gegenüber gezeigt hatte, plötzlich einen so starren und festen Sinn anzunehmen vermochte. Noch immer hoffte er jedoch, daß nur die Wallung des Augenblicks Klärchen überwältigt habe, daß sie doch endlich seinem Willen nachgeben werde und hatte er einen Augenblick geschwankt, ob er nicht dennoch die Verlobung rückgängig machen, Herrn von Berg sagen sollte, daß Klärchens Widerwille gegen ihn jede Verbindung unmöglich mache, so kam er doch sogleich wieder zu dem Entschluß, dies nicht zu thun, sondern fortzuschreiten auf dem betretenen Wege.

Er theilte Herrn von Berg den ganzen Inhalt seiner Unterredung mit Klärchen mit.

Herr von Berg lächelte. „Zeit gewonnen,

Alles gewonnen!" sagte er, als der Geheimerath ihn benachrichtigte, daß Klärchen keinen Protest gegen ihre Verlobung einlegen werde. „Fräulein Klara von Warren wird sich darein fügen, meine Braut zu sein, und sie wird auch meine Frau werden. Die gefährlichste Klippe haben wir überstiegen, wenn die Verlobung öffentlich gefeiert ist. — Aber was seh' ich!" fuhr Herr von Berg erstaunt fort, „dort kommt Herr Hugo von Warren. Ich glaubte, Herr Geheimerath, Sie hätten auf's Neue jedes Verhältniß mit Hugo abgebrochen, weil es uns trotz unserer Bemühungen nicht gelang, Hugo in den Augen seiner Gesinnungsgenossen zu verdächtigen?"

„Ich habe Hugo in der letzten Zeit wenig gesehen," entgegnete der Geheimerath, „ich hielt es indessen für meine Pflicht, ihn heut einzuladen, da ein so wichtiges Fest in meiner Familie gefeiert wird. Auch habe ich nicht eigentlich mit Hugo gebrochen, sondern er hat mein Haus seit längerer Zeit wenig oder gar nicht besucht, weil er sich bei unseren politischen Meinungen und bei den man=

nichfachen harten Worten, welche er von mir hören mußte, nicht wohl in meiner Gesellschaft fühlte. Ich würde gern ganz mit Hugo brechen, aber durch den Tod seines Vaters ist Hugo das eigentliche Haupt unserer Familie geworden; viele seiner Kapitalien stehen auf meinen Gütern, es würde mich in Verlegenheit bringen, wenn er dieselben kündigte und ich muß deshalb schon eine gewisse Rücksicht gegen ihn bewahren. Sie sehen ein, daß ich ihn nothwendig zum Verlobungsfeste meiner Tochter einladen mußte; ich darf nicht gewaltsam mit ihm brechen."

„Es ist im Grunde genommen gleichgültig," entgegnete der Lieutenant von Berg sinnend, „mag er meinethalben hier sein."

Das Gespräch der beiden Herren wurde unterbrochen, indem Hugo in eleganter Gesellschaftskleidung zu ihnen herantrat.

„Ich folge Deiner Einladung, Onkel," sagte er, zum Geheimenrath sich wendend, und komme, um Dir und Ihnen, Herr von Berg, Glück zu

wünschen zu dem Feste, welches heut hier gefeiert werden soll."

Hugo sprach diese Worte in dem natürlichsten Ton und auch ein scharfer, stechender Blick des Herrn von Berg, welcher in Hugo's Augen eine andere Meinung als die, welche sein Mund aussprach, zu erkennen versuchte, vermochte nicht, die geringste Veränderung in seinen Gesichtszügen hervorzubringen.

„Ich nehme von ganzem Herzen Ihre Gratulation an," entgegnete Herr von Berg mit einem spöttischen Lächeln, „ich weiß, daß sie vom Herzen kommt und freue mich ganz besonders, durch diese Verbindung Ihr Verwandter zu werden."

Hugo verbeugte sich kalt und sprach noch einige formelle Worte, dann verließ er seinen Oheim und Herrn von Berg, um sich zu Klärchen von Warren zu wenden und dieser ebenso ceremoniös, in ebenso kalten und rein gesellschaftlichen Worten seinen Glückwunsch darzubringen.

Klärchen antwortete nur durch eine leichte Verbeugung, ohne ein Wort auf die Gratulation

des Vetters zu erwiedern, und nur als Hugo zum Schluß mit einigen Worten leise flüsternd ihr sagte, daß er bereits die nöthigen Schritte um einen Paß nach der Schweiz gethan habe, daß er indessen auf Hindernisse gestoßen sei und kaum vor Acht bis Vierzehn Tagen die Erlangung eines Passes hoffen dürfe, nur da überflog eine leichte Röthe die bleichen Wangen des Mädchens und ein leuchtender Blick des Einverständnisses sagte Hugo, daß Klaras Entschluß, ihm zu folgen, derselbe geblieben sei.

Hugo entfernte sich nach diesen Worten sogleich wieder, um in den Salons einen oder den andern Bekannten aufzusuchen.

Er traf Julius von Lychtendorf, welcher einsam in einer Fensternische saß und mit träumerischen Blicken hinschaute über das Gewühl der vielen Gäste, welche sich im höchsten Glanze vor ihm hin- und her bewegten.

„Wir haben uns fast vierzehn Tage nicht gesehen, Julius," sagte Hugo, „Du hast Dich in letzter Zeit wieder mehr und mehr von mir zurück-

gezogen. Es thut mir das leid; Du versprachst mir einst, daß die politische Meinung keine Scheidewand mehr zwischen uns bilden solle, hast Du Dein Versprechen vergessen?"

„Nein," entgegnete Julius herzlich, Hugo die Hand hinstreckend, „ich habe es nicht vergessen, aber dennoch Hugo können wir nicht eines Weges wandeln. Ich habe Dich näher kennen und achten gelernt, Du bist der einzige unter allen den Männern Deiner Partei, die mir bekannt worden sind, welchen ich achte und von dem ich weiß, daß er, einer falschen Idee nachhängend, aus reiner Ueberzeugung sich einer unheilvollen Sache hingiebt. Aber deshalb achte ich Dich, weil Du Deiner Ueberzeugung folgst, wie ich der meinigen folge."

„Und dennoch ziehst Du Dich wieder von mir zurück?"

„Verzeih' mir das, Hugo," entgegnete Julius düster, „aber sieh', wie sehr wir es auch vermieden haben, von Politik zu sprechen, um nicht in Streit zu gerathen, so mußte doch fortwährend unsere Unterhaltung die Tagesfragen berühren und Einen

oder den Andern von uns verletzen. Eben weil ich wünsche, daß nicht wieder Haß und Zwietracht durch die verschiedene politische Ueberzeugung zwischen uns erregt werde, eben deshalb habe ich mich von Dir zurückgezogen. Ich gehe meinen Weg nach meiner Ueberzeugung, gehe Du den Deinigen."

Und Julius blickte trübe vor sich nieder, indem plötzlich wieder das Bild des Weges in ihm aufstieg, den zu verfolgen er gezwungen war, indem er zurückdachte an das Gesindel, mit dem Hand in Hand zu gehen die Politik ihn veranlaßte und indem er sich selbst sagte, welch' ein unheimlicher und wenig ehrenvoller Weg der sei, den er als Mittel wählen mußte zu dem Zwecke, welchen er als den höchsten und schönsten anerkannte.

„Wie Du willst, Julius," entgegnete Hugo mit einiger Kälte, „unser Streben ist verschieden, vielleicht ist es auch unsere Handlungsweise. Ich wünsche nur Eins, daß wir nicht dereinst bei der Verfolgung unsrer verschiedenen Zwecke, uns feindlich gegenüberstehen müssen."

Julius seufzte tief auf. „Geh' Hugo, verlaß

mich," sagte er schwermüthig, „ich bin heute in einer unglückseligen Stimmung und am wenigsten aufgelegt zu einem freundlichen Gespräch mit Dir. Ich bitte Dich, laß mich allein — allein mit meinen trüben, quälenden Gedanken und glaube mir, es ist wahrlich oft schwer, seiner Ueberzeugung zu folgen."

„Was ist Dir, Julius?" fragte Hugo verwundert, „ich begreife Dich nicht."

„Nichts, nichts! Verlaß mich, Hugo, ich bitte Dich dringend darum!" Und Julius ergriff die Hand seines Cousins und drückte dieselbe fast krampfhaft, dann aber bat er denselben noch einmal dringend, ihn allein zu lassen, so dringend, daß Hugo dieser Bitte folgen mußte.

Hugo wanderte weiter durch die Gesellschaftszimmer. Auch er fühlte sich einsam und verlassen, in diesen glänzenden Salons, in denen er nur ein Wesen hatte, mit dem er sich geistig verwandt fühlte, und diese Eine durfte er nicht sprechen, um nicht Aufsehen, um nicht vielleicht sogar Verdacht bei seinem Oheim zu erregen. Er war eben wieder

im Begriff, still und unbemerkt die Gesellschaft zu verlassen, um sich nach Hause zu begeben, als er einen leichten Schlag auf seiner Schulter fühlte.

Er wendete sich um und stand vor einem kleinen hagern Mann mit einem eigenthümlich schlauen Gesicht, der ihn mit einem Paar kleinen grauen Augen recht gutmüthig, aber doch dabei äußerst pfiffig anblinzelte.

„Sie sind Herr Hugo von Warren?“ fragte der Fremde.

„Ja!“ entgegnete Hugo erstaunt, „mit wem habe ich die Ehre?“ —

„Ich bin der Justizcommissarius Seemann. Sie kennen mich nicht, Herr von Warren, ich aber kenne Sie sehr wohl und bin bereit, Ihnen einen Dienst zu leisten, der Ihnen vielleicht im gegenwärtigen Augenblick recht angenehm sein wird.“

Hugo's Erstaunen wuchs durch dieses seltsame Anerbieten noch mehr. Er entgegnete: „Ich weiß in der That nicht, Herr Justizcommissarius, worin ein solcher Dienst bestehen sollte; ich wüßte nicht, was ich bedürfte —“

„Ich aber weiß es sehr gut," entgegnete der Justizcommissarius Seemann mit seinem gewöhnlichen schlauen Lächeln, „Sie haben heut sich vergeblich bemüht, einen Paß nach der Schweiz zu erhalten."

„Allerdings!" entgegnete Hugo erstaunt, „aber woher wissen Sie das?"

„Oh!" sagte Seemann lächelnd, „ich weiß Alles, und was ich nicht weiß, errathe ich doch. So weiß ich zum Beispiel, daß Sie nicht nur einen Paß für sich, sondern einen für sich und Ihren Diener verlangt haben, das weiß ich — und wer der Diener sein wird — das errathe ich."

Hugo wurde bei dieser plötzlichen und ungeahnten Andeutung des Justizcommissarius dunkelroth. Er wurde unwillkürlich durch den schlauen Blick, mit welchem Seemann ihn anschaute, in Verlegenheit gesetzt und wußte nicht, was er entgegnen sollte.

Seemann fuhr schnell fort: „Sie sehen, daß ich viel weiß und noch mehr errathe. Ich kann Ihnen aber dienlich sein, Herr von Warren, und

ich habe meine guten Gründe, es zu sein. Wenn Sie morgen im Laufe des Vormittags sich darum bemühen wollen, wird der verlangte Paß Ihnen sofort ausgefertigt werden; ich habe gute Freunde im Ministerium, und es soll Ihnen nichts im Wege stehen, schon morgen Abend oder übermorgen früh abzureisen, wenn Ihnen dies sonst Vergnügen macht. Somit wünsche ich Ihnen glückliche Reise, Herr von Warren, und bitte Sie dabei nur um Eins: Sollte die Aristokratie siegen bei dem Kampfe, der, wie Sie sowohl wissen, als ich es weiß, in vielleicht nicht zu langer Zeit in Preußen ausbrechen wird, dann vergessen Sie ganz und gar, daß ich Ihnen diesen Dienst geleistet habe; sollte indessen die Demokratie siegen, so erinnern Sie sich daran, daß Sie in mir einen uneigennützigen Freund gefunden haben."

„Ich muß gestehen," entgegnete Hugo höchst verwundert, „ich begreife nicht, Herr Seemann —"

„Das ist auch in der That ganz gleichgültig. Wie gesagt, wenn Sie sich morgen bemühen wol-

len, werden Sie Ihren Paß erhalten. Glückliche Reise, Herr von Warren!"

Und der Justizcommissarius Seemann drückte mit einem schlauen Lächeln Hugo die Hand und verlor sich dann schnell wieder im Gewühl der übrigen Gäste. Hugo aber entfernte sich bald, um die Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen. Ehe er indessen die Gesellschaft verließ, konnte er nicht umhin, noch einmal sich Klärchen zu nähern und ihr leise zuzuflüstern, daß er jetzt Hoffnung habe, schon morgen seinen Paß zu erhalten und daß er deshalb auch hoffe, vielleicht schon übermorgen sie der Gewalt ihres Vaters und des Herrn von Berg zu entziehen.

Klärchen nickte ihm bei diesen leise ihr zugeflüsterten Worten freundlich zu, wendete sich dann aber schnell ab, um mit einer Freundin ein gleichgültiges Gespräch eifrig fortzusetzen, welches sie eben begonnen hatte.

Hugo verließ die Gesellschaft.

Siebentes Kapitel.

Wie Hugo die Nachricht von einem Arbeiteraufstand erhält.

Am Morgen des 16. Oktober machte sich Hugo schon früh auf, um dem Rathe des Justizcommissarius Seemann zufolge, sich seinen Paß nach der Schweiz zu besorgen. Er fand zu seinem Staunen Alles, was ihm der Justizcommissarius vorher gesagt hatte, bestätigt. Die Hindernisse, welche in den Büreau's sich der Ertheilung des Passes an dem Tage vorher entgegengestellt hatten, waren plötzlich aus dem Wege geräumt. Der Paß wurde ihm ertheilt mit einer Schnelligkeit, über welche er selbst erstaunte, er erhielt die nöthige Visa und Hugo war so in den Stand gesetzt, seine Reise ganz nach Belieben, ganz nach seiner Bequemlichkeit zu bewerkstelligen. Nichts hielt ihn mehr in

Berlin zurück, als Klärchen, welche als sein Diener verkleidet, sein Reisegefährte sein sollte und von der er, da er sie am Tage vorher nicht genug hatte sprechen können, nicht wissen konnte, ob sie zur Flucht schon gehörig vorbereitet sei.

Hugo kehrte gegen Mittag in seine Wohnung zurück, um daselbst einen Brief an Klärchen zu schreiben und sie zu bitten, so bald als möglich ihm Nachricht zu geben, wann sie ihre Flucht möglich machen könnte.

Er war noch eben beim Schreiben, als der Major Arnow zu ihm kam, ihn freundlich begrüßte und fragte, wie weit die Fluchtpläne bereits gediehen seien.

Hugo erzählte ihm, wie schnell und glücklich er, wahrscheinlich durch die Hülfe Seemann's, seinen Paß erhalten habe.

„Wunderbar!" sagte der Major, „ich muß gestehen, ich begreife diesen alten Fuchs, den Seemann nicht. Er interessirt sich auf das Lebhafteste für Sie, obwohl ich nicht recht absehen kann, weshalb. Aber gleichviel! wir müssen seine Hülfe, wie

sie uns geboten worden ist, annehmen. Nun, mein Verehrtester, ist es an Ihnen, Ihre Pläne weiter in Ausführung zu bringen und so bald als möglich mit Ihrem reizenden Klärchen Berlin zu verlassen. Das ist wirklich eine ganz vortreffliche, köstliche Geschichte! Eine Entführung, ganz nach den Regeln der besten Romantik! Was kann ich alter Knabe noch mehr verlangen, als in solchem prächtigen Roman eine Rolle gespielt zu haben. Vollenden Sie nur jetzt Ihren Brief an Klärchen, er soll sofort besorgt werden und wenn es möglich ist, müssen Sie morgen schon in aller Frühe Berlin verlassen, um in den Bergen der freien Schweiz mit Ihrer niedlichen Braut sich trauen zu lassen."

Hugo schrieb schnell den Brief an Klärchen fertig und übergab ihn dem Major. Dieser wollte eben das Zimmer verlassen, um seine Aufträge auszuführen, als die Thür stürmisch aufgerissen wurde und der junge Wander mit dunkelrothem, erhitztem Gesicht in's Zimmer stürzte.

„Was machen Sie?" rief er Hugo zu, „Sie sitzen wieder in aller Ruhe hier, während draußen

auf den Straßen schon der Kampf tobt! Vorwärts! eilen Sie, Sie sind nothwendig!"

„Was fällt Ihnen ein?" fragte Hugo erstaunt, „der Kampf auf den Straßen? Schauen Sie doch aus dem Fenster, es ist ja Alles ruhig."

„Hier freilich, aber hören Sie nicht, wie schon in den benachbarten Straßen die Allarmhörner der Bürgerwehr tönen? In der Köpnickerstraße ist ein Arbeiteraufruhr ausgebrochen, es ist bereits zum Kampf gekommen, sowohl die Bürgerwehr als die Arbeiter haben, wie ich eben hörte, Todte und Verwundete. In allen Arbeitervierteln rüsten sich die Mannschaften, die Rehberger ziehen in die Stadt, die Bürgerwehr allarmirt überall, der soziale Kampf wird in den Straßen Berlins hoffentlich siegreicher geschlagen werden, wie der Juniaufstand in Paris!"

„Wander!" sagte Hugo, auf's Höchste erschreckt, „ich glaube, Sie rasen! Was wollen Sie, was geschieht? Erzählen Sie mir dies deutlicher, ich begreife Sie nicht."

„Was soll ich Ihnen erzählen?" rief Wander

in der allerhöchsten Aufregung; „ich komme soeben über den Dönhofsplatz, als aus der Kommandantenstraße mir eine Menge Leute entgegenstürzen und mir mittheilen, daß auf dem Köpnicker Felde ein Arbeiteraufruhr ausgebrochen sei, daß die Bürgerwehr bereits von ihren Waffen Gebrauch gemacht habe, daß Leichen von beiden Seiten gefallen seien und daß der Arbeiteraufstand sich bereits über die ganze Stadt auszubreiten drohe, indem durch die Thore die Arbeitermassen hineinziehen. Es ist endlich Zeit, daß wir dieser Bürgerwehr entgegentreten, es ist Zeit, daß wir diese Macht, welche eine Schutzwehr sein soll für die Freiheit, und welche nichts Anderes ist, als eine Schutzwehr für die Geldaristokratie, für die Bourgeoisie, daß wir diese Bürgerwehr bekämpfen! Es ist Zeit, daß wir die Demokratie zur Geltung bringen! Darum vorwärts! bewaffnen Sie sich! folgen Sie mir; Sie sind Offizier, Sie sind der geeignete Mann, der Anführer zu sein für die Arbeiter, welche allerdings tapfer kämpfen werden, welche aber doch verloren sind, wenn sie nicht tüchtige

Anführer haben, weil sie blind und regellos, ohne Plan, ohne Ziel durcheinander irren werden."

Hugo's Gesicht hatte sich während dieser Erzählung Wanders mehr und mehr verfinstert; endlich sagte er: „Sie sind wahrhaftig wahnsinnig, Wander! Es ist Thorheit, in einem Augenblick, wie der jetzige, an den Erfolg eines Kampfes zwischen Arbeitern und Bürgerwehr zu denken, an einen andern Erfolg, als den, daß jede Freiheit, welche wir bisher noch bewahrt haben, von der Reaction vollständig unterdrückt werden wird. Schauen Sie doch um sich, sehen Sie Berlin umgürtet von Truppen, von einem Wall von Bajonetten, erinnern Sie sich, daß die Reaction nichts sehnlicher wünscht, als eine Veranlassung, daß diese Bajonette einrücken können in die Residenz und daß unter dem Schutz eines Belagerungszustandes hier jedes Recht, jede Freiheit vernichtet werde, erinnern Sie sich, wie gewaltige Fortschritte die Reaction gemacht hat, wie das Ministerium Camphausen, das Ministerium der Vermittelung, dem Ministerium Auerswald-Hansemann, dem Mi-

nisterium der reactionairen That und dieses wiederum jetzt dem Ministerium Pfuhl-Eichmann, dem Ministerium der bewaffneten Reaction hat weichen müssen. Erinnern Sie sich, daß die Bürgerwehr, wie wenig sie auch bisher einzugehen vermocht hat in den demokratischen Geist der Zeit, doch ebensowohl sich auch widersetzt hat jeder reactionären That und daß daher von Seiten der Reaction nichts mehr gewünscht werden kann, als ein Kampf zwischen dieser ihr verhaßten Bürgerwehr und den Arbeitermassen, welche ebenfalls einen Wall der Freiheit bilden können, wenn sie richtig benutzt werden. Sind beide einig, Arbeiter und Bürger, dann, dies sieht die Reaction sehr wohl ein, vermögen alle die rings um Berlin liegenden Truppen nicht die Freiheit Preußens mit bewaffneter Hand zu unterdrücken, sind aber beide im Kampf, dann kann die vereinigte Truppen- und Bürgerwehrmacht leicht die Arbeiterhaufen unterdrücken und sind diese erst unterdrückt, dann ist auch die Bürgerwehr als solche der Truppenmacht gegen-

über ohnmächtig. Was glauben Sie also, daß aus diesem Kampf ersprießen werde?"

„Das sind Redensarten!" entgegnete Wander unwillig, „Redensarten, nichts als Redensarten! Wollen wir zusehen, wie die Arbeiter von der Bürgerwehr gemordet werden, wollen wir es uns gefallen lassen, daß diese Bourgeoisie jede freie Regung des Proletariats unterdrückt und sich dadurch im Staate eine unausstehlichere und widerwärtigere Herrschaft anmaßt, als sie selbst früher die Aristokratie gehabt hat? Nein, die Aufgabe der Demokratie ist es im gegenwärtigen Augenblick, Theil zu nehmen an dem Kampfe, der sich entspinnt, die Anführung der Arbeiter zu übernehmen, mit ihnen vereinigt gegen die Bourgeoisie zu kämpfen und wir werden siegen, wenn auch die Bourgeoisie pflichtvergessen genug sein sollte, die Truppenmacht zu ihrer Hülfe zu rufen, um mit ihr vereinigt das Proletariat zu unterdrücken. Die Arbeitermassen, wenn sie gut geführt werden, sind stark genug, Truppen und Bürger zu besiegen, zumal der eine Theil der Bürgerwehr jedenfalls zu uns übergeht.

Der Handwerkerverein und die übrigen fliegenden Corps werden nicht wüthen gegen ihr eigen Fleisch und Blut, und eben so wenig werden die Bürgerwehren der Oranienburger Vorstadt gegen die Arbeiter einschreiten, da sie selbst dem Arbeiterstande näher stehen als der Bourgeoisie. Vorwärts also! Kommen Sie mit mir, erfüllen Sie Ihre Pflicht! In diesem Augenblick noch habe ich Seidler gesprochen, ich begegnete ihm in der Gertraudtenstraße, als er eben nach dem Schauplatze des Kampfes gehen wollte. Er ist vollständig meiner Ansicht und er theilt mit mir den Grundsatz, daß es besser sei, in einem ehrenvollen Kampfe gegen die Bourgeoisie zu unterliegen und dadurch möglicherweise die Herrschaft der Aristokratie herbeizuführen, als noch länger die Fesseln dieser brutalen Bourgeoisie zu tragen."

„Ah! der verehrungswürdige Herr Doktor Seidler hat also auch seine Hand im Spiele?" sagte der Major spöttisch, „nun wird mir die Sache begreiflich! Dieser demokratische Ehrenmann, der jetzt sogar von den Clubs ausgestoßen worden ist,

von dessen Unehrlichkeit und Unzuverlässigkeit alle Führer der Demokratie sich überzeugt haben, will jetzt die Rolle eines Arbeiterhäuptlings spielen, um, wenn etwa der Arbeiteraufstand gelingt und die Herrschaft des Proletariats in Berlin proklamirt wird, an die Spitze desselben zu treten und dadurch seinem Ehrgeiz zu fröhnen, und um im entgegengesetzten Falle, wenn der Aufstand mißglücken sollte, sich von der Reaction die Summe auszahlen zu lassen, welche ihm für die Verwendung seines Einflusses zur Ausbreitung dieses Aufstandes zugesagt worden ist."

„Sie verläumden den Doktor Seidler!" rief Wander wüthend.

„Ah, mein Verehrtester! Doktor Seidler ist über jede Verläumdung erhaben. Ich muß gestehen, ich begreife nicht, wie Sie, der Sie doch sonst ein gescheuter Mann sind, überhaupt noch darüber in Zweifel sein können, daß dieser Mensch ein abgefeimter Schurke ist durch und durch. Ich hätte geglaubt, Seidler's ganzes Benehmen in letzter Zeit, wie er sich bemüht hat, Unfrieden zu stiften

in der Partei, wie er sich bemüht hat, diese auseinander zu reißen und zwar gegenüber der einigen Reaction, müßte Ihnen denn doch endlich die Augen geöffnet haben. Und Sie wollen sich jetzt bei einer Bewegung betheiligen, in welcher dieser Mensch die Hände im Spiel hat?"

„Verlangen Sie vielleicht, daß ich ruhig zusehen soll," fragte Wander exaltirt, „daß ich die Hände in den Schoß legen soll, während draußen auf den Straßen das Blut meiner Brüder fließt?"

„Nein, das verlange ich nicht," entgegnete der Major ernst, „ich verlange im Gegentheil, daß Sie an den Schauplatz eilen, wie auch ich dies thun werde, wie auch Freund Warren es thun wird, Aber unsere Aufgabe ist es nicht, Theil zu nehmen an diesem wahnsinnigen Kampf, es ist nicht die Aufgabe der Demokratie, das Feuer zu schüren, welches leider nur zu hell und vernichtend brennt, sondern es ist ihre Aufgabe, die Gemüther zu besänftigen, die Arbeiter zurückzuhalten von diesem unglückseligen Kampf, der vielleicht den Untergang der Freiheit mit sich führen wird; den Bürgern

zu beweisen, daß sie und die Arbeiter Eins sein müssen, wenn nicht die Reaktion den Sieg über sie Beide davontragen soll. Dies ist unsere Aufgabe und deshalb müssen wir auf den Schauplatz des Kampfes eilen, deshalb müssen wir mit Wort und That dort einschreiten, deshalb dürfen wir keine Gefahr scheuen, aber eben deshalb bedürfen wir auch keiner Waffen, denn wir würden einen Verrath an der Freiheit begehen, wollten wir an dem Kampfe Theil nehmen, sei es auf dieser, sei es auf jener Seite."

Hugo drückte dem Major, welcher mit tiefem Ernst, mit inniger Ueberzeugung gesprochen hatte, nach diesen Worten warm die Hand. „Sie haben ganz und gar mir aus der Seele gesprochen!" sagte er, „und Sie Wander, auch Sie müssen fühlen, wie wahr die Worte unseres Freundes sind. Glauben Sie mir, die Zeit ist vielleicht nahe genug, wo Sie die Aufgabe haben, Theil zu nehmen an einem anderen schwereren Kampf, nicht gegen die Bürgerwehr, sondern gegen eine disciplinirte Macht.

Schauen Sie nach Wien, dort ist der Kampf der Demokratie gegen die Reaction schon ausgebrochen. Vielleicht in diesem Augenblick schon wird das unglückliche Wien bombardirt. Auch hier wird dieser Kampf nicht lange auf sich warten lassen. Lassen Sie uns das edle Blut, welches heut im Streite von Brüdern gegen Brüder fließen würde, sparen, bis es vergossen werden muß im Kampfe der Freiheit gegen die Despotie."

Wander blickte sinnend vor sich nieder auf den Boden. „Kommen Sie," sagte er, „ich fühle, daß Manches, in dem was Sie sagen, wahr ist, ich fühle, daß Sie Recht haben mögen, aber ich fühle auch ebensowohl, daß das Blut mir in den Adern kocht, wenn ich daran denke, daß die Bürger in diesem Augenblicke vielleicht unsere unbewaffneten Arbeiter ermorden. Ich weiß noch nicht was ich thun werde, lassen Sie uns an Ort und Stelle eilen, lassen Sie uns dort die Ueberzeugung gewinnen, von dem was geschieht, dort werde ich meinen Entschluß fassen."

„Ich hoffe, dies wird ein vernünftiger Ent-

schluß sein," entgegnete der Major, „übrigens haben Sie Recht, nicht hier ist der Ort, wo wir verweilen dürfen, hier nützen wir nichts. An uns ist es, den Schauplatz des Kampfes zu suchen."

Auch Hugo schloß sich den Wünschen Wanders und des Majors an. Er verließ mit ihnen seine Wohnung, indem er den Major bat, den Brief an Klärchen sobald dies die Umstände irgend gestatten würden, besorgen zu lassen.

Achtes Kapitel.

Vater und Tochter.

Der Geheimerath von Warren war am Nachmittage des 16. Oktober eben in tiefster Arbeit begriffen; dicke Aktenstöße umlagerten seinen ganzen Schreibtisch, als der Bediente ihm meldete, daß das gnädige Fräulein den Herrn Geheimenrath zu sprechen wünsche.

Der Geheimerath hatte Klärchen seit dem gestrigen Abend nicht gesehen. Sie war nicht zu Tische gekommen, sondern hatte ihm melden lassen, daß sie unwohl sei, und er hatte es nicht gewagt, seine Tochter nach dem Gespräche des gestrigen Abends in ihrem Zimmer zu besuchen.

Klara hatte sich dem Willen ihres Vaters am Verlobungsfeste gefügt. Als beim Abendtisch der Geheimerath die Verlobung seiner Tochter mit dem

Lieutenant von Berg proklamirte, hatte Klara nicht ein Wort entgegnet; nur für einen Augenblick hatte eine dunkele Scharlachröthe ihr ganzes Gesicht überflogen, aber sogleich war diese wieder einer fast leichenhaften Blässe gewichen.

Die Gäste hatten sich um die junge Verlobte geschaart, um ihr die üblichen Gratulationen darzubringen; Klara hatte dieselben mit eisiger Kälte empfangen, nicht ein Wort hatte sie entgegnet auf die vielfachen Glückwünsche von den Freundinnen, nicht ein Wort auf die mannigfaltigen Schmeicheleien von den Freunden des Vaters, eine kalte Verbeugung war die einzige Antwort auf jeden Glückwunsch gewesen.

Desto lebhafter und scheinbar glücklicher hatte der Lieutenant von Berg die ihm dargebrachten Glückwünsche in Empfang genommen.

Nach dem Abendessen, als der Tanz wieder begonnen, wollte der Lieutenant von Berg mit seiner jungen Braut den Tanz eröffnen, aber mit eisiger Kälte hatte ihm Klara erwidert: „Ich tanze nicht, Herr von Berg, und am wenigsten mit

Ihnen." Herr von Berg war bleich geworden vor Wuth, er war zum Geheimenrath gegangen, um durch dessen Vermittelung Klara wenigstens dazu zu bewegen, daß sie ihren Abscheu etwas weniger augenfällig an den Tag lege.

Aber der Geheimerath hütete sich wohl, in einem solchen Augenblick mit seiner Tochter zu sprechen, er fühlte das Unrecht, welches er gegen das junge Mädchen beging; fast that es ihm leid, daß er sie dem Lieutenant von Berg verlobt hatte, aber das einmal gegebene Wort band ihn. Er wagte nicht, diese Verlobung, gegen welche Klara einen so furchtbaren Widerwillen an den Tag legte, rückgängig zu machen, er wagte es um so weniger, als er den Einfluß kannte und fürchtete, welchen Herr von Berg in den höchsten Kreisen ausübte, und als er wußte, wie hoch ihm die Verlobung seiner Tochter mit Herrn von Berg in diesen Kreisen angerechnet werden würde. Er begnügte sich deshalb damit, Herrn von Berg zu sagen, daß er keine Macht über die Zuneigung oder Abneigung seiner Tochter habe und daß er es ihm überlassen

müsse, sich die Liebe Klara's zu erwerben. Was er gekonnt, habe er gethan, um seine Tochter günstig für Herrn von Berg zu stimmen, erzwingen lasse sich die Liebe nicht.

Klara hatte während des übrigen Festes dieselbe Zurückhaltung gegen den Lieutenant von Berg an den Tag gelegt, wie während und nach dem Abendessen. Sie hatte jede Annäherung des Lieutenants streng zurückgewiesen in so absichtlicher und augenscheinlicher Weise, daß es sogar den Gästen des Geheimenraths auffallen mußte. Man hörte manches bedeutsame Zischeln in der Gesellschaft uud mancher mitleidige Blick heftete sich auf Klärchen Warren, deren bleiche Gesichtsfarbe, deren trübe Augen so wenig zu der heiteren Verlobungsfeier paßten und so seltsam contrastirten mit der früheren Farbe der Gesundheit und dem strahlenden jugendlich-feurigen Blick des lieblichen Mädchens.

Der Geheimerath erinnerte sich aller jener Scenen des vergangenen Abends, als seine Tochter sich bei ihm melden ließ und er war sehr milde und freundlich gegen dieselbe gestimmt. Er hatte

ganz und gar die kalte Härte vergessen, mit welcher Klara gestern mit ihm gesprochen hatte.

Klara trat in's Zimmer. Der Geheimerath ging ihr entgegen und küßte sie auf die Stirn. Sie suchte sich im ersten Augenblick dem Kuß zu entziehen, aber sie besann sich und litt die väterliche Liebkosung, ohne jedoch ein Wort auf die freundliche Begrüßung zu erwiedern.

„Komm, mein theures Kind," sagte der Geheimerath zu ihr, indem er zärtlich ihre Hand drückte, „komm, setze Dich zu mir; es haben sich trübe Wolken zwischen uns, zwischen Vater und Kind gelagert, wir müssen diese verscheuchen. Du mein Kind, bist ja meine einzige Freude, für Dich allein lebe ich, für Dich strebe ich und ich will nicht, daß Du einen Aerger gegen mich länger als einige Stunden im Herzen hegest. Komm, laß uns ruhig und vernünftig über Deine Zukunft sprechen und Du wirst bald einsehen, daß ich nur Dein Bestes will."

Klara schüttelte leise mit dem Kopf. „Du magst Dir das vielleicht selbst sagen, um Dich zu

täuschen, Vater, aber Du weißt es besser," entgegnete sie kalt. „Du weißt am besten, daß Du mich nur gebrauchen willst als ein Werkzeug für Deinen Ehrgeiz, als ein Mittel zur Durchführung Deiner Pläne. Ich bin zu Dir gekommen, um noch einmal mit Dir über meine Zukunft zu sprechen — zum letzten Male! — denn ich nehme das Recht, über mein eigenes Lebensglück bestimmen zu können, jetzt in Anspruch, wenn Du bei Deinen Absichten beharrst."

„Setze Dich mein Kind," erwiderte der Geheimerath ernst, aber gütig, indem er Klara neben sich auf das Sopha zog. „Laß mich Dir mittheilen, was ich über Herrn von Berg weiß und Du wirst mir zugestehen, daß Niemand würdiger ist, Dein Gatte zu werden als eben er."

„Dies zu hören bin ich wirklich begierig," sagte Klara mit scharfem Spott.

„Du spottest, weil Du Herrn von Berg nicht genau kennst. Herr von Berg ist der Sprößling einer unserer ältesten Familien — "

„Ah, das freilich ist ein Grund für mich, ihn zu heirathen.“

„Wenigstens,“ entgegnete der Geheimerath ärgerlich, „würde das Gegentheil sicherlich für Dich, die Freiin von Warren, die Du selbst aus einer der ältesten adligen Familien des Landes stammst, ein genügender Grund sein, Herrn von Berg nicht zu heirathen.“

Ein kaum bemerkenswerthes Lächeln, welches über Klara's bleiches ernstes Gesicht hinflog, war ihre einzige Antwort. Der Geheimerath fuhr fort:

„Noch einmal, der Herr von Berg ist der Sprößling einer unserer ältesten, ehrenwerthesten adligen Familien, kein Tropfen bürgerlichen Blutes fließt in seinen Adern, sein Stammbaum ist einer der besten und ältesten in Berlin.“

„Vortrefflich!“

„Herr von Berg ist, wie Du selbst weißt, ein außerordentlich geistreicher Mann, ein Mann von festem, gediegenem Charakter, von Energie und dabei doch ruhig. Ein Mann, der mit glühendem Enthusiasmus der Sache des Royalismus ange-

hört und derselben bereits die allerwesentlichsten Dienste geleistet hat."

Wieder lächelte Klärchen über diese Empfehlung, welche ihr den Herr von Berg lieb machen sollte, aber sie antwortete nicht.

„Herr von Berg hat, durch die großartigen Dienste, welche er dem Königlichen Hause in der jetzigen schwerbedrängten Zeit geleistet hat, ja mit unendlicher Aufopferung und Gefahr geleistet hat, durch den Geist, die tiefe Menschenkenntniß, die Genialität, mit welcher er alle Pläne der Royalisten, theils selbst entworfen, theils wenigstens befördert hat, sich in den höchsten Kreisen einen Einfluß erworben, wie fast Niemand am Hofe. Eine glänzende Carriere steht ihm offen; es ist keiner Frage unterworfen, daß Herr von Berg, wenn erst die Zeiten ruhiger geworden sind, auf jede Weise bevorzugt und befördert werden wird; man ist ihm diesen Dank für seine außerordentlichen Leistungen schuldig. Herr von Berg ist außerdem ein Ehrenmann durch und durch, ein Mann, vor dem nicht nur ich, sondern vor dem alle seine

Freunde, alle meine Bekannten die allergrößte Hochachtung haben. Was kannst Du also mehr verlangen, Klara, welche Ansprüche kannst Du an Deinen Gatten machen? Bedenke Dich! Ein Mann von allen diesen Eigenschaften und dabei von einnehmendem Aeußeren, dessen Zukunft zu den größten Erwartungen berechtigt, was verlangst Du mehr?"

„Nur eine Kleinigkeit," entgegnete Klara mit scharfer Betonung, „Liebe!"

„Herr von Berg liebt Dich, er liebt Dich mit glühender Leidenschaft, Du bist sein Ideal, von dem ersten Tage, wo er Dich gesehen, hat er Dich geliebt, er hat mir diese Liebe gestanden und mir gesagt, nicht ein Mal, nein hundert Mal, daß er für alle die Dienste, welche er dem Staate, welche er mir persönlich geleistet hat, keinen andern Lohn verlange, als Deine Hand."

„Wirklich?" fragte Klara wieder, „also Herr von Berg liebt mich? Weißt Du das gewiß, Vater, oder sollte nicht Herr von Berg eine ganz

besondere Zärtlichkeit weniger für meine Person, als — für mein Vermögen besitzen?"

„Pfui! Klara, das ist ein unwürdiger Verdacht!"

„Hat Herr von Berg Vermögen?"

„Ich begreife nicht, wie Du so fragen kannst. Herr von Berg ist, so viel ich weiß, allerdings nicht reich, aber er ist, wie ich wenigstens glaube und wie aus seiner ganzen Lebensweise hervorgeht, wohlhabend. Aber dies ist ja gleichgültig; wir sind reich genug, um darauf, ob Dein künftiger Gatte Vermögen hat oder nicht, wohl nicht zu sehen."

„Du hast Recht, Vater, auch ich würde darauf nicht sehen, auch mir würde dies sehr gleichgültig sein; aber ich weiß, daß Herr von Berg darauf sieht, ich weiß, daß Herr von Berg keinen andern Grund hat, so eifrig nach meiner Hand zu streben, als mein Vermögen."

„Du irrst, Klara, Herr von Berg liebt Dich."

„Er liebt mich, und dennoch sieht er es ruhig mit an, daß ich fast verzweifle darüber, seine Gat-

tin werden zu sollen. Er weiß, denn ich habe es ihm wiederholt gesagt, daß ich ihn hasse und verabscheue; er weiß es, daß ich ihm freiwillig niemals meine Hand reichen werde und dennoch fordert er, daß ich mit ihm verlobt werde! Er liebt mich, und dennoch sieht er, wie ich mich abhärme, wie meine Augen verweint sind aus Gram über den Zwang, den mir mein Vater — welcher mich auch liebt — auferlegt. — Wenn Herr von Berg mich liebte, so würde er aus Liebe zurücktreten von dieser Verbindung, die mich zur Verzweiflung bringt, von dieser Verbindung, die ich doch niemals, niemals eingehen werde! Aber Herrn von Berg sind meine Thränen, Herrn von Berg ist mein Schmerz, meine Verzweiflung gleichgültig! Was kümmert es ihn, ob ich weine? ich habe ja Geld! Was kümmert es ihn, ob ich ihn hasse, ob ich ihn verachte? ich habe ja Geld. Nicht mich will er, sondern mein Geld. — Mag er es nehmen! es ist mir gleichgültig, ich verlange dies elende Geld nicht, welches mich unglücklich macht. Aber meine Seele wenigstens und mein Körper

gehören mir! Magst Du auch, Vater, über mein Vermögen verfügen, magst Du es Herrn von Berg anvertrauen, auf daß er wuchre damit zu Gunsten des Royalismus, mich selbst wirst Du nie dazu bewegen, meine Hand diesem Menschen zu geben!"

„Du bist aufgeregt, Klara, Du bist exaltirt."

„Ich bin aufgeregt, freilich, denn ich bin zur Verzweiflung getrieben! Ich hatte einst einen Vater, der mich liebte — ich habe ihn verloren —"

„Klara!"

„Ja, Vater, es muß Wahrheit zwischen uns sein in diesem Augenblick, denn ich bin fest entschlossen, es soll dies heute das letzte Mal sein, wo die Tochter mit dem Vater spricht. Willst Du mich zwingen, mich Herrn von Berg hinzugeben, so mag fortan der Herr mit der Sclavin sprechen, nicht aber der Vater mit der Tochter!"

„Ich bitte Dich, Klara, beruhige Dich, sei vernünftig und bedenke, wie tief Du mich verletzest durch solche Worte."

„Gut, Vater, ich werde vernünftig sprechen. Du bist entschlossen, mich Deinen Plänen zum

Opfer zu bringen. Du hast Deine Liebe zu mir Deiner Liebe zu der Partei, der Du angehörst, geopfert; Du bist entschlossen, mich unglücklich zu machen für mein ganzes Leben, mich hineinzustoßen in ein Dasein, welches schlimmer ist als der Tod, in ein Leben voll Qualen, an der Seite eines Mannes, den ich hasse und verabscheue. Du hast durch diesen Entschluß selbst das Band der Liebe zerrissen, welches mich bisher an Dich, meinen Vater, knüpfte. Du hast die Dankbarkeit vernichtet, welche ich für Dich, Deiner frühern Liebe wegen, fühlen mußte, Du hast mir dadurch meinen eigenen freien Willen wieder gegeben und mit diesem freien Willen sage ich Dir, ich will und werde Herrn von Berg niemals meine Hand geben! — Ich will lieber Dein Haus verlassen, will mich jedem Schicksale Preis geben, will selbst beladen mit Deinem Fluche, enterbt von Dir, in die weite Welt hinausgehen, als mich entschließen, das Werkzeug Deiner Pläne zu werden. — Das, Vater, sage ich Dir in aller Ruhe und Vernunft und ich schwöre Dir zu, daß mein Entschluß unwiderruflich

ist; ich schwöre Dir zu, daß eben so fest, wie Dein Wille, auch der meinige ist."

Klara hatte diese Worte mit einer wunderbaren Ruhe und Kälte gesprochen. Ihre Stimme war auch nicht einen Moment nur aufgeregt gewesen, aber eine fliegende Röthe hatte ihr bisher so bleiches Gesicht überzogen und die tiefe Seelenaufregung gezeigt, mit der Klara, trotz der scheinbaren äußeren Ruhe sprach.

Klara's Entschiedenheit, Klara's Festigkeit imponirte dem Geheimenrath, aber sie rief in ihm nur die gleiche Entschiedenheit, die gleiche Festigkeit hervor. Er fühlte, daß er seiner Tochter gegegenüber im Unrecht war, aber um so weniger konnte er sich entschließen, ihr nachzugeben, besonders, da er sich durch seine Versprechungen gegen Herrn von Berg ganz bestimmt gebunden fühlte. Er erwiederte deshalb ernst und fest: „Du weißt nicht, was Du sprichst, Klara, Du weißt nicht, was der Fluch eines Vaters auf sich hat."

„Ich weiß das sehr wohl, Vater," entgegnete Klara ruhig, „und ich spreche nicht unüberlegt zu

Dir, sondern nachdem ich viele schlaflose Stunden die Nacht hindurch nachgedacht habe über das, was ich Dir sagen sollte und sagen mußte.“

„Genug, Klara,“ entgegnete der Geheimerath fest, „ich will Dir Dein unweibliches, unzartes Betragen verzeihen, aber ich wiederhole Dir noch einmal, was ich Dir schon oft gesagt habe, ich kann nicht abgehen von meinen Plänen, die ich zu Deinem Besten nach reifer Ueberlegung entworfen habe. Du bist selbst noch ein halbes Kind und weißt nicht, was Dir gut ist. Meine Pflicht als Vater ist es, Dein Glück auch gegen Deinen Willen zu befördern, ich wiederhole Dir deshalb, Du wirst die Gattin des Herrn von Berg werden, ich dulde keinen weitern Widerspruch.“

„Ist dies Dein letztes Wort, Vater?“

„Mein letztes.“

„So magst Du die Folgen Dir selbst zuschreiben,“ entgegnete Klara kalt und stand auf. Sie warf keinen Blick weiter auf ihren Vater, sondern verließ ohne Abschied das Zimmer.

Der Geheimerath schaute ihr erstaunt nach.

Er begriff diese wunderbare Festigkeit und Entschlossenheit bei einem so jungen Mädchen nicht, er begriff nicht, was Klara damit sagen wollte, daß er die Folgen sich selbst zuschreiben möchte, aber eine bange Ahnung überfiel ihn, daß Klara, bei der großen Charakterstärke, welche sie gezeigt hatte, wohl einen Entschluß gefaßt haben möge, den zu ahnen er im gegenwärtigen Augenblick noch nicht im Stande war.

Neuntes Kapitel.

Der Abschied vom Vaterhaus.

Als Klara das Zimmer ihres Vaters verlassen hatte, kehrte sie in ihr eigenes Wohnzimmer zurück; sie fand daselbst ihr Kammermädchen beschäftigt mit dem Ordnen einiger Kleidungsstücke.

„Lassen Sie mich allein, Marie," sagte Klärchen nnd setzte sich, nachdem das Kammermädchen sich entfernt hatte, an ihren Schreibsekretär. Sie breitete das Papier vor sich aus und ergriff die Feder, aber sie legte dieselbe wieder nieder und stützte den schönen Kopf in die kleine Hand, um lange, lange und tief nachzusinnen. —

Klara war entschlossen. Sie hatte diese Unterredung mit ihrem Vater nur deshalb herbeigeführt, um vor sich selbst vollkommen gerechtfertigt zu sein, wenn sie auf Hugo's Pläne eingehe, wenn

sie mit ihm Berlin verlasse, um in der Schweiz seine Gattin zu werden. Sie hatte noch einen, den letzten Versuch machen wollen, ihren Vater von dem Plan abzubringen, der das Unglück ihres Lebens entscheiden sollte; dieser Versuch war mißlungen und Klara glaubte sich jetzt berechtigt, sie glaubte sogar die Pflicht der Selbsterhaltung zu haben, das Haus ihres Vaters zu verlassen, um nicht gezwungen zu seiu, an der Scite des Herrn von Berg ein furchtbares Leben voll Schmerz und Qual zu führen.

Sie war entschlossen, jetzt ihrem Vater zu schreiben und dann zu Hugo zu eilen, um zu erfahren, ob dieser die nöthigen Vorbereitungen zur Flucht bereits getroffen habe. War dies geschehen, so wollte sie ihn bitten, sofort mit ihr Berlin zu verlassen und nach der Schweiz zu eilen; sie wollte dann wo möglich auch nicht eine Nacht mehr in dem Hause ihres Vaters bleiben. Die Ungeduld, dies Haus zu verlassen, in welchem die Luft schwer auf ihr lag, peinigte sie.

Jetzt wollte sie den letzten Brief an ihren

Vater schreiben, aber so fest auch ihr Entschluß gewesen war in dem Moment, als sie den Vater verließ, so wankte doch dieser Entschluß in dem Augenblick, wo er ausgeführt werden sollte. In diesem Augenblick kehrte in Klara die Erinnerung an alle jene vielfachen Beweise der innigen Liebe, welche ihr Vater ihr seit ihrer frühesten Kindheit erwiesen hatte, zurück. Sie dachte an den tiefen, furchtbaren Schmerz, den der stolze Freiherr von Warren empfinden würde, wenn er erführe, daß seine einzige Tochter heimlich das Vaterhaus verlassen habe, um in das Ausland zu flüchten, und die ganze Liebe zu ihrem Vater erwachte mit erneuter Stärke in ihr.

Große Thränen entrollten Klara's schönen Augen, sie wurde unschlüssig; aber nur wenige Augenblicke dauerte diese Unentschiedenheit, dann ergriff sie schnell die Feder und schrieb mit fester Hand folgenden Brief:

Vater!

Du hast Dein letztes Wort zu mir gesprochen und Dein letztes Wort verdammt mich zur Auf-

opferung meiner selbst, meines Lebensglückes — zur ewigen Qual. Ich erwiderte Dir, Du mögest die Folgen Deines Wortes Dir selbst zuschreiben, ich erwiderte Dir, ich wollte lieber den Fluch des Vaters auf mich laden und hinausirren in die weite Welt, als an der Seite des Herrn von Berg leben, im Reichthum und Ueberfluß. — Meine Wahl ist getroffen; ich verlasse Dein Haus, um Dich vielleicht niemals wieder zu sehen. Du selbst hast mich der Pflichten, welche die Tochter sonst gegen den Vater hegte, entbunden, indem Du gegen Deine Vaterpflicht mein Lebensglück zu vernichten drohtest. Nicht ich also trage die Schuld an dem Schmerz, den Du, ich weiß es, empfinden wirst über unsere Trennung, ein Schmerz, der furchtbarer sein wird, als wenn mich der Tod Dir entrissen hätte. —

Aber fühle ich denn nicht denselben Schmerz? zerreißt es nicht auch mir das Herz, wenn ich zurückdenke an Deine frühere Liebe zu mir, wenn ich zurückdenke an die glücklichen Tage der Kindheit, in denen Du so oft und zärtlich mich liebkostest

und mich Dein Glück, Dein Alles nanntest, wenn ich zurückdenke an jene glücklichen Tage und dann wieder an das furchtbare Jetzt? — Ach Vater, es ist ein schwerer, ein furchtbarer Entschluß, der mich von Dir drängt! Mein Herz möchte zerreißen — und dennoch muß es, muß es geschehen! — Zürne mir nicht, Vater, ich muß Dich ja verlassen! Du selbst wirst dereinst, wenn Du jenen Menschen, dem Du mich opfern wolltest, näher kennen gelernt hast, wenn ruhigere Zeiten Dich den furchtbaren Plänen, die Dich jetzt ganz und gar mit sich fortreißen, entfremdet haben werden, Du selbst wirst es mir dann danken, daß ich nicht Deinen Willen befolgt habe, diesen Willen, der Dein Gewissen niemals wieder hätte ruhig werden lassen. —

Lebe wohl, mein Vater! — Jetzt, in dem Augenblick, wo ich von Dir scheiden soll, in diesem Augenblick fühle ich erst wieder, wie unendlich schwer mir das Scheiden wird, wie tief und unvertilgbar die Liebe zu Dir in meinem Herzen wurzelt, wie ich mit Dir fühle den Schmerz über

unser Scheiden. Aber dennoch — es muß ja sein! Lebe wohl! lebe wohl!

Klara.

Und zwei heiße Thränen rollten beim Schreiben dieses Briefes über Klara's Wangen und fielen nieder auf das feine weiße Papier, auf die zierlichen Schriftzüge, welche sie verlöschten und und undeutlich machten.

Klara hatte geendet. Sie legte die Feder nieder und überließ sich einige Augenblicke ganz dem tiefen Schmerz ihrer Seele, ganz ihren immer heftiger hervorströmenden Thränen. Dann aber riß sie sich gewaltsam los. Sie stand auf, trocknete ihre Thränen, versiegelte schnell den Brief und legte ihn in ihren Schreibsekretär. Zwei ihrer liebsten Schmucksachen steckte sie zu sich, die Medaillons ihrer früh verstorbenen Mutter und ihres Vaters. Dann rief sie das Kammermädchen und sagte diesem, daß sie eine Freundin besuchen werde und wohl schwerlich vor dem späten Abend nach Hause kommen könne; sie werde sich vom Bedien-

ten der Freundin nach Hause bringen lassen, es sei daher nicht nöthig, daß sie abgeholt werde.

Klara ertheilte noch einige Befehle für die Haushaltung mit ihrer gewöhnlichen Ruhe und Unbefangenheit, dann nahm sie Hut und Mantel und eilte nach dem Hause unter den Linden Nr. **.

Sie stieg schnell die drei Treppen des Hinterhauses hinauf und klingelte an einer Thür, welche mit dem Schilde „Wittwe Martin" bezeichnet war.

Eine alte Frau von gutmüthigem Aussehen öffnete ihr die Thür.

„Ah! gnädiges Fräulein, sind Sie es, wollen Sie ausgehen, kommen Sie zum Umkleiden?"

„Ja, Frau Martin. Bitte, geben Sie mir schnell meine Kleider, ich muß eiligst fort."

„Ja, ja, gnädiges Fräulein, Sie sollen schnell bedient sein und ich will Ihnen helfen. Aber eigentlich ist heute kein Tag für junge Damen, auf die Straße zu gehen. — Hören Sie nicht, wie sie tuten? — Die ganze Stadt ist wieder in Allarm."

„Ich habe Nichts gehört," entgegnete Klara

zerstreut, kaum auf die Worte der redseligen Alten achtend.

„Nichts? Nun, Du lieber Gott! dann müßten Sie ja doch wahrhaft taub sein. Durch alle Straßen geht ja das Getute; es soll eine große Revolution im Anzuge sein; sie haben schon geschossen — “

„Wer hat geschossen?“

„Nun, die Arbeiter auf die Bürgerwehr und umgekehrt.“

Klara erschrak auf das Heftigste, denn sie mußte nun fürchten, daß Hugo, wenn es in der That zu unruhigen Auftritten gekommen war, auf den Schauplatz der Ereignisse geeilt sein würde. Aber sie entschloß sich kurz, wenn dies der Fall wäre, bei Hugo auf dessen Rückkunft zu warten.

Schnell hatte sie sich die Männerkleider übergeworfen, welche in der Wohnung der Wittwe Martin stets für sie bereit lagen, und eilte in dieser Verkleidung nach Hugo's Wohnung in der Breiten Straße.

In dem Augenblick, als sie das Haus verließ,

ging der Lieutenant von Berg an ihr vorüber. — Sie zog sich den Hut etwas tiefer in's Gesicht, um von ihrem Bräutigam nicht erkannt zu werden. Dieser warf im Vorübergehen einen scharfen Blick auf sie und derselbe genügte ihm, seine Braut zu erkennen.

Der Lieutenant von Berg erglühte vor Zorn, doch ging er ruhig einige Schritte weiter, und als Klara sich vorsichtig nach ihm umsah, bemerkte sie nur, daß er in seinem vorigen Schritt vorwärts ging. Sie glaubte daher sicher, von ihm nicht erkannt worden zu sein und setzte mit schnellen Schritten ihren Weg nach Hugo's Wohnung fort, ohne sich wieder umzuschauen.

Einige Augenblicke ging der Lieutenant von Berg ruhig fort, dann aber kehrte er schnell um und folgte Klara langsamen Schrittes, immer so weit von derselben entfernt, daß sie ihn beim flüchtigen Umsehen nicht bemerken konnte, aber doch nicht weit genug, um sie nicht stets mit beobachtenden Augen verfolgen zu können.

Klara eilte die Linden entlang nach dem

Schloßplatz. Schon unterwegs wurde sie oft aufgehalten durch Volksgruppen, welche sich am Eingang der Linden und auf dem Opernplatz zusammenballten und in denen lebhaft gesprochen und gesticulirt wurde.

Aber Klara achtete nicht auf diese Gruppen, sie achtete nicht darauf, daß nah und fern die Signalhörner der Bürgerwehr durch die Straßen tönten, sondern sie eilte rastlos weiter.

So kam sie auf den Schloßplatz, an den Eingang der Breiten Straße. Hier wurde Klara plötzlich aufgehalten durch eine gewaltige, ihr entgegenströmende Volksmasse, die mit furchtbarem Geschrei die Breite Straße entlang wogte. Vergeblich bemühte sich Klara die dichte Menschenwand zu durchbrechen, sie konnte es nicht. Jetzt erst wurde ihre Aufmerksamkeit auf das, was sie umgab, gelenkt; sie blickte um sich und ein grauenvolles Bild bot sich ihr dar.

Auf Tragbahren wurden mit entblößten Wunden mehrere Leichen getragen, umgeben von Arbeitermassen, welche mit wüthenden Stimmen nach

Rache schrieen und die Leichen Derer, welche schon im Kampfe gegen die Bürgerwehr gefallen waren, auf einem Umzug durch die Stadt begleiteten.

Klara drängte sich eng an ein Haus und ließ den entsetzlichen Zug an sich vorübergehen. Er zog sich über den Schloßplatz der inneren Stadt zu, unter fortwährendem Rufen nach Rache und nach Waffen. Ein Kampf zwischen Bürgern und Arbeitern, auf den wir noch zurückkommen werden, hatte bereits stattgefunden. Die Leichen der gefallenen Arbeiter wurden durch die Straßen getragen, um das Volk zur Rache gegen die Bürgerwehr anzuspornen.

Der Zug ging weiter. Nur in der Breiten Straße hatte er einen Augenblick stille gestanden, um einen Waffenladen zu stürmen und ebenso machte er auf dem Monbijouplatz auf kurze Zeit Halt, um die dortige Wache zu überfallen und den Soldaten die Gewehre zu nehmen.

Ein Volontair-Unteroffizier befehligte die Wache. Er ließ dieselbe in's Gewehr treten, um gegen einen Ueberfall gesichert zu sein. Er hatte

den Befehl erhalten, das Monbijou-Schloß, in welchem sich zwei Prinzen des königlichen Hauses befanden, zu schützen.

Der wüthende Volkshaufen wälzte sich dieser Wache zu und die Arbeiter forderten den Commandirenden auf, indem sie ihm die Leichen der Gefallenen zeigten, die Waffen zu strecken. Der Commandirende war ein junger Mann von Energie und Ueberlegung, er antwortete ruhig den Anstürmenden, daß, ein wie großer Freund des Volkes er auch sei, er dennoch nun und nimmermehr seine Pflicht als Soldat verabsäumen und die Wache übergeben werde, er werde dieselbe bis auf den letzten Mann vertheidigen.

Das Berliner Volk ist immer vernünftigem Zureden zugänglich; so sahen auch hier die Arbeiter ein, daß der Unteroffizier nur seine Pflicht thue, sie forderten aber von der Militairwache wenigstens eine Ehrenbezeugung für ihre gefallenen Brüder und diese gab der Unteroffizier, indem er die Wache vor den Leichen präsentiren ließ. Dann zog der grausenhafte Zug weiter, den Arbeitervier-

teln vor dem Oranienburger Thore zu,*) um hier die Arbeiter, besonders die Maschinenbauer aufzufordern zur Rache gegen die Bürgerwehr, zur Rache für das Blut, welches bereits im Kampfe geflossen sei.

Dicht an die Wand eines Hauses gedrängt, hatte Klärchen den Zug vorüberziehen sehen; endlich wurde der Weg wieder frei und sie eilte nun dem Hause zu, in welchem Hugo wohnte.

Wie sie geahnt, so war es, Hugo war nicht zu Hause. Der Diener sagte Klärchen, daß sein

---

*) Wir konnten nicht unterlassen, auch diese Episode aus dem furchtbaren Drama des 16. Oktober den Lesern mitzutheilen, weil sie in der That charakteristisch ist für das Berliner Volk, welches selbst im Augenblick der furchtbarsten Wuth sich zu zügeln und vernünftigem Zureden nachzugeben vermochte.

Der auf der Monbijou-Wache befehligende Unteroffizier heißt Lippelt. Er wurde später zur Untersuchung gezogen weil er durch das Präsentiren vor Arbeiterleichen der Ehre des preußischen Soldatenstandes etwas vergeben habe.

Lippelt rechtfertigte sich indessen sehr schlagend dadurch, daß er nachwies, es könne unmöglich für das preußische Militär entehrend sein, vor den Leichen Gefallener präsentiren zu lassen, da am 19. März alle Truppen dies gethan hätten und da selbst der König am 19. die Leichen der Gefallenen durch das Abnehmen seiner Mütze ehrend begrüßt habe.

Herr nach dem Köpnicker Felde gegangen sei, wo ein Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern stattfinde. Klärchen bat den Diener, sie in das Zimmer zu lassen, wo sie auf Hugo warten wolle, und der Bediente, welcher wußte, in wie vertrautem Verhältnisse Hugo mit dem jungen Mann, denn als solchen nur kannte er Klärchen, stehe, folgte bereitwillig der Aufforderung. Er öffnete ihr Hugo's Zimmer, schloß aber hinter ihr sorgfältig wieder zu, weil auch er beabsichtigte, ein wenig sich umzusehen, wie es auf den Straßen hergehe.

Zehntes Kapitel.

Ein Arbeiterfest.

Am Vormittage des 16. Oktober hatte sich auf dem Köpnicker Felde auf einem freien Platze eine Anzahl Arbeiter gelagert; sie hatten sich von der Arbeit zurückgezogen und benutzten den Tag, um ein fröhliches Fest zu feiern. Ein neuer Schachtmeister war eingetreten und gab nach guter alter Sitte den Arbeitern, welche er fortan kommandiren sollte, ein kleines Fest. Die Arbeiter waren äußerst fröhlich und vergnügt.

In der Mitte des kleinen Kreises befand sich ein Tisch mit Bier und Schnaps an welchem eine schmutzige Marketenderin bemüht war, die sich oft wiederholenden Wünsche der verschiedenen Arbeiter nach dem edlen Fusel schnell zu erfüllen.

Unter allen Arbeitern zeichnete sich durch eine

ausgelassene Lustigkeit besonders der schwarze Barthold aus, der mit einigen seiner Freunde ebenfalls zu dem Schacht gehörte, welcher heute das kleine Fest feierte. So ausgelassen lustig hatte man den schwarzen Barthold noch nie gesehen! Immer neue Lieder wußte er zu singen, in welche der Arbeiterchor mit Jubel einstimmte, immer neue Scherze wußte er zu ersinnen, welche das allgemeine Gelächter erregten und die Heiterkeit seiner Arbeitsgenossen bis auf den höchsten Grad steigerten.

Während die Arbeiter so in ausgelassener Lustigkeit zusammensaßen und Scherz und Gesang sich abwechselten zur Feier des frohen Tages, denn der neue Schachtmeister war bei allen Arbeitern änßerst beliebt, trat ein fremder Arbeiter zur Gesellschaft, den von allen Anwesenden nur Barthold und einige seiner näheren Freunde kannten. Der Fremde war ein schlank gewachsener junger Mann, der den Gesichtszügen nach kaum etliche und 20 Jahre alt sein konnte, dessen voller schwarzer Bart indessen ein reiferes Alter zu bezeichnen schien und gar seltsam mit den sonst so jugend-

lichen und feinen Gesichtszügen kontrastirte. Auch schien die schmutzige Arbeiterblouse, in welche der Fremde gekleidet war, kaum zu den vornehmen Händen zu passen, deren weiße Haut eben nicht für eine zu angestrengte Arbeit sprach.

Der Fremde gesellte sich den Arbeitern bei und lagerte sich zu ihnen. Er wurde Anfangs mit einigen scheelen Blicken betrachtet, als aber der schwarze Barthold ihn mit lautem Jubel begrüßte, ihn einen seiner besten Freunde, den Arbeiter Fritz Schulz von den Rehbergen nannte und zugleich versicherte, daß er ein tüchtiger Demokrat, ein rother Republikaner sei und am 18. März brav mitgekämpft habe, da empfingen ihn auch die übrigen Arbeiter mit gleicher Fröhlichkeit und er mußte Theil nehmen an dem lustigen Gelage.

Fritz Schulz schien sich indessen bei diesem Gelage nicht sehr behaglich zu fühlen. Der schlechte Kornfusel mundete ihm eben nicht besonders und nur mit Widerstreben schien er den scharfen Branntwein, das Labsal seiner Gefährten, zu trinken. Aber er that es und gab Bescheid auf die ihm

gebrachten Gläser. Er nahm Theil an der allgemeinen Lustigkeit, wenn er auch nicht ganz in dieselbe sich zu finden wußte. Er sang die frivolen Lieder mit, welche zur Erheiterung der Arbeiter dienten und machte sich dieselben vollends zu Freunden, indem er erzählte, daß er gestern eine kleine Erbschaft gemacht habe und nun gern einen Theil derselben seinen neuen Freunden zum Besten geben würde. Er holte dabei ein Paar harte Thaler aus der Tasche und ließ dafür neues Bier, neuen Branntwein kommen, wodurch die allgemeine Fröhlichkeit sehr bedeutend erhöht wurde. Die ganze Gesellschaft ließ es sich auf Kosten des neu Hinzugekommenen gut schmecken, die Branntweinflasche ging fortwährend ringsum und kaum war sie geleert, so wurde sie auf's Neue gefüllt. Auch vorzügliche Knoblauchswürste und andere ähnliche Delikatessen wurden auf das Kommando des Schulz von der Marketenderin gegen gleich baare Bezahlung gern verabreicht.

Mit jeder Minute wurde die Fröhlichkeit der Arbeiter ausgelassener, mit jeder Minte zeigte sich

mehr und mehr die Wirkung des reichlich gespendeten Branntweins. Immer schneller kreiste die Flasche von einem Munde zum andern, immer tüchtigere Züge wurden aus derselben gethan und nur der schwarze Barthold und der Fremde setzten, wenn sie es irgend unbemerkt thun konnten, die Flasche kaum an den Mund und nippten höchstens von dem feurigen Getränk.

So waren einige Stunden den Arbeitern schnell vergangen, da sprang plötzlich der schwarze Barthold auf und brachte in seiner rohen, aber den Arbeitern verständlichen und lieben Ausdrucksweise einen Toast aus auf die Demokratie und zu gleicher Zeit auf die Bürgerwehr, welche in neuerer Zeit sich immer mehr und mehr der Demokratie zugeneigt habe.

Ein Theil der Arbeiter stimmte jubelnd in den Toast ein, ein anderer Theil indessen protestirte unter lautem Geschrei. Die Bürger seien die Feinde der Arbeiter, riefen sie, und hätten es niemals mit ihnen gehalten. Die Bürgerwehr sei weiter nichts, als ein Theil der Polizei und könne

den Arbeitern nichts nützen, sondern ihnen nur schaden.

Barthold nahm eifrig die Parthie der Bürgerwehr und schlug endlich vor, man könne sich ja gleich davon überzeugen, wie freundschaftlich gesinnt die Bürgerwehr den Arbeitern sei, wenn man nach dem Exercierhause marschiere, welches am Ende der Schäfergasse auf dem Köpnicker Felde befindlich sei, und in welchem gerade jetzt eine Compagnie Bürgerwehr sich aufgestellt habe.

„Freilich," riefen einige Arbeiter, „freilich ist Bürgerwehr dort, aber warum ist sie dort? Sie soll auf uns aufpassen, soll mit den Waffen gegen uns einschreiten, wenn hier etwa einmal eine kleine Unordnung oder dergleichen vorkommt; als ob wir uns nicht selbst regieren könnten.

„Wir können ja gleich sehen," entgegnete der schwarze Barthold, „ob jene Bürger unsere Freunde sind. Kommt, laßt uns zu ihnen ziehen! Wir wollen ihnen unsere Brüderschaft anbieten, unsere Freundschaft! und Ihr sollt sehen, sie werden uns

freundlich empfangen. Hurrah! es lebe die Bürgerwehr! Es lebe die rothe Republik.

Jubelnd stimmte der Arbeiterchorus ein und alle Anwesenden sprangen von ihren Sitzen auf, um sich dem Vorschlage Bartholds anzuschließen.

Vergeblich protestirte der neue Schachtmeister gegen diesen Zug, die Arbeiter hatten des Guten schon zu viel genossen, sie waren nicht mehr lenksam und der Vorschlag Bartholds war ganz nach ihrem Geschmack.

Barthold übergab einem seiner Freunde die rothe Schachtfahne und mit dieser an der Spitze zog der Arbeiterzug dem Exercierhause in der Schäfergasse zu.

Der fremde Arbeiter von den Rehbergen hatte sich dem Zuge angeschlossen und rief fortwährend Lebehochs auf die Bürgerwehr und die rothe Republik aus, in welche sämmtliche Arbeiter mit lautem Jubelruf einstimmten.

So zog lärmend und schreiend der Zug mit der rothen Fahne voran dem Exercierhause zu. In diesem befand sich allerdings eine Abtheilung

Bürgerwehr, welche dort aufgestellt war, um in Bereitschaft zu sein, gegen etwaige Excesse der Arbeiter einzuschreiten, die sich besonders in den letzten Tagen auf dem Köpnicker Felde vielfach widerholt hatten. Erst vor einigen Tagen hatten die Arbeiter dort eine Dampfmaschine zerstört, welche zum Auspumpen des Wassers bestimmt gewesen war, und hatten dadurch einen nicht unbedeutenden Schaden angerichtet. Es hatte sich unter ihnen in letzter Zeit der Geist einer argen Widersetzlichkeit gezeigt und es erschien daher allerdings nothwendig, dieser Widersetzlichkeit Schranken zu setzen und falls dergleichen Excesse auf's Neue vorkämen, denselben mit Gewalt zu steuern. Zu diesem Zwecke war eine Abtheilung Bürgerwehr in das Exercierhaus postirt.

Mit Staunen sahen die Bürger den Haufen Arbeiter anrücken, Sie befürchteten einen Angriff der unter lautem Geschrei näher Ziehenden, und wurden in diesem Glauben um so mehr bestärkt, als die rothe Fahne dem Trupp voranwehte.

Als die Arbeiter vor dem Exercierhause an=

gekommen waren, brachten sie der Bürgerwehr ein lautes Lebehoch aus. Die Bürger, welche an eine solche Freundlichkeit von Seiten der Arbeiter, denen sie so oft feindlich gegenüber gestanden hatten, nicht gewöhnt waren, glaubten in diesem Lebehoch nichts erblicken zu können, als eine Verhöhnung, und es sprachen sich deshalb mißbilligende Stimmen unter ihnen aus. Besonders mißbilligend aber äußerte sich der Hauptmann der anwesenden Bürgerwehr-Compagnie gegen die Arbeiter, indem er ihnen sagte, sie möchten lieber an ihre Arbeit gehen, anstatt hier betrunken Scandal zu machen.

Ein Wort gab das andere, die Arbeiter schimpften weidlich gegen die Bürger, aber noch immer blieben sie in ihrer guten Laune und einige traten sogar mit ihren Branntweinflaschen hervor und boten den Bürgern an, daraus mit ihnen Brüderschaft zu trinken, denn sie seien die besten Freunde der Bürger und es fiele ihnen nicht ein, dieselben kränken zu wollen.

Dies Anerbieten kränkte nun vollends den bürgerlichen Stolz. Viele Bürgerwehrmänner brachen

in Schimpfworte gegen die Arbeiter aus und setzten diese dadurch in Wuth. Da sprang plötzlich der schwarze Barthold vor und gab dem Hauptmann der Bürgerwehr einen Schlag in's Gesicht.

Eine dunkle Wuthröthe überzog augenblicklich das Gesicht des Geschlagenen; er trat einen Schritt zurück, riß den Säbel aus der Scheide und hieb damit Barthold über den Arm, daß das Blut hervorströmte. Die übrigen Bürgerwehrmänner fällten das Bajonett und drängten gegen die Arbeiter vor, so daß diese das Exercierhaus verlassen mußten.

Jetzt hatte auch die Wuth der Arbeiter den höchsten Punkt erreicht. Unter lautem Geschrei zogen sie sich ein wenig zurück. Einige stürzten nach den nahe gelegenen Arbeiterplätzen und riefen von dort ihre Kameraden zur Hülfe herbei. Die ganzen Arbeitermassen brachen in ein furchtbares Wuthgeschrei aus, in einem Zeitraum von wenigen Minuten hatten sich wohl einige Tausend Mann Arbeiter den Bürgern gegenüber gesammelt; sie rissen die Steine des Pflasters auf und warfen

mit diesen auf die Bürgerwehr, sie versuchten, das Exercierhaus zu stürmen.

Die Bürgerwehr blieb ruhig und benahm sich ihrer Aufgabe würdig, nur mit vorgehaltenem Bajonett wehrten sie die Angriffe der Arbeiter ab. Da sprang wieder der schwarze Barthold hervor, riß mit der unverwundeten rechten Hand, während die Linke ihm blutend zur Seite hing, ein Terzerol aus der Brust und schoß es ab, mitten in die Reihen der Bürgerwehr hinein.

Der Schuß verwundete Niemanden. Vielleicht war das Terzerol nur blind geladen, oder durch einen Zufall ging die Kugel, ohne Schaden zu thun, zur Seite. Aber obgleich keine Verwundung unter den Bürgern vorgekommen war, wurde doch die Wuth derselben dadurch, daß auf sie geschossen worden war, auf's Neue erregt. Der Hauptmann kommandirte einen Bajonettangriff auf die Arbeiter, um diese auseinander zu sprengen, aber dies gelang nicht; die Massen waren zu stark und sie wurden angefeuert, besonders durch den schwarzen Barthold und den jungen Arbeiter, der sich ihnen zugesellt

hatte, dem Angriff zu widerstehen, sich nicht auseinander treiben zu lassen, sondern einen neuen Angriff durch Steinwürfe auf die Bürgerwehr zu machen.

Dies geschah. Das Pflaster wurden auf's Neue gerissen, die schweren Steine wurden in die Reihen der Bürgerwehr geschleudert und brachten hier verschiedenen Bürgern mehr oder weniger leichte Quetschwunden bei.

Besonders zeichnete sich der junge schwarzbärtige Arbeiter bei diesen Angriffen aus, indem er überall den Arbeitern Muth zusprach und sie anwies, das Straßenpflaster aufzureißen und kräftig zu werfen.

Noch immer riß die Geduld des Bürgerwehr-Hauptmanns nicht, noch immer konnte er sich nicht entschließen, auf eine ernsthafte Weise die angreifenden Arbeiter zurückzuschlagen und dadurch vielleicht Blut zu vergießen. Er ließ laden im Angesicht der Arbeiter. Diese zogen sich ein wenig zurück; dann kommandirte der Hauptmann „Feuer",

aber er hatte vorher den Befehl gegeben, nur in die Luft zu schießen, und dies geschah auch.

Sobald die Schüsse abgefeuert worden waren und der Rauch des Pulvers sich ein wenig verzogen hatte, schanten die Arbeiter, welche kaum einige Schritte gewichen waren, um sich. Sie sahen keinen Verwundeten, keinen Todten. Das unglückliche Manöver, in die Luft zu schießen, verstärkte nur den Muth und die Wuth der Arbeiter, ohne ihnen einen Schrecken einzujagen und mit um so größerer Erbitterung stürzten sie sich daher auf die Bürgerwehr, welche bei weitem zu schwach war, um die mit jeder Minute immer mehr und mehr wachsenden Arbeitermassen mit Bajonett-Angriffen auseinander zu treiben.

Jetzt entschloß sich der Bürgerwehr-Hauptmann, zu dem letzten, ihm zustehenden Mittel seine Zuflucht zu nehmen. Er ließ abermals laden in Gegenwart der Arbeiter und erklärte denselben mit lauter Stimme, daß, wenn sie nicht augenblicklich auseinandergingen, nicht augenblicklich die Bürgerwehr unangefochten ihren Weg ziehen ließen, er

Feuer geben lassen werde und zwar diesmal sicherlich nicht in die Luft, sondern auf die Angreifenden.

Ein wildes Hohngeschrei war die Antwort der Arbeiter.

„Fürchtet Euch nicht!“ rief Fritz Schulz, „die Feiglinge wagen es nicht, auf uns Feuer zu geben! — Greift sie an! reißt ihnen die Gewehre fort! Vorwärts!“

Und wieder drängten die Arbeitermassen gegen die Bürgerwehr vor. Da kommandirte der Hauptmann: „Feuer!“

Eine volle Salve traf die dicht gedrängten Arbeiter, welche ungestüm vorwärts gedrängt waren, nun aber plötzlich stehen blieben und mit panischem Schrecken sahen, welche mörderische Wirkung die Kugeln in ihren Reihen gehabt hatten.

Drei Arbeiter stürzten auf der Stelle todt, eine große Anzahl verwundet zu Boden. Das erste Blut an diesem verhängnißvollen Tage war geflossen. — Auf's Höchste entsetzt, stäubten die Arbeiter auseinander — aber nur für einen Augenblick, denn mit donnernder Stimme riefen ihnen der

schwarze Barthold und der junge Fremde nach: „Halt, Ihr Memmen! Sollen Eure Brüder hier sich ungerächt verbluten? Wollt Ihr fliehen vor diesen wenigen Bürgern? Hebt die Todten auf! Rache! Rache für die Leichen!“

Die Arbeiter kehrten zurück; aber sie ließen jetzt die Bürgerwehr ruhig ihres Weges nach der Stadt ziehen, denn sie wagten es nicht nach dieser furchtbaren Zurechtweisung, sie abermals anzugreifen. Nur einzelne Steinwürfe schickten sie derselben nach, welche durch Gewehrschüsse von Seiten der Bürgerwehr erwiedert wurden und noch einige Opfer aus den Reihen der Arbeiter hinrafften.

Um die Leichen und Verwundeten sammelten sich jetzt die Arbeiter in dichten Massen. Fritz Schulz, der junge Fremde, stieg auf einen Stein und redete mit wild aufgeregter Stimme zu den Versammelten.

„Rache, Rache!“ rief er, „für das vergossene Blut! Legt sie auf Bahren, Eure gefallenen Brüder, tragt sie durch die Stadt, auf daß alle Arbeiter in Berlin sehen, wie die Bürgerwehr uns

Waffenlose mordet! Keine Schonung mehr, keine Vergebung, keine Milde! Kampf mit diesen entmenschten Bürgern! Vorwärts! bewaffnet Euch! Zieht mit den Leichen durch die Stadt, hinaus nach den Rehbergen! zu den Maschinenbauern! auf daß alle Arbeiter in der ganzen Stadt aufstehen und das Blut unserer gefallenen Brüder rächen! Vorwärts!"

Ein Wuthgeschrei der Tausende antwortete dem Aufruf des Fremden. Die Verwundeten wurden schnell in die nächsten Häuser gebracht, die Todten aber auf augenblicklich zusammengefügte Tragbahren gelegt, ihre Wunden entblößt und so von Tausenden begleitet, wurden die Leichen nach der inneren Stadt getragen.

Mit jedem Schritte wuchs dieser entsetzliche Leichenzug, mit jedem Schritte wuchs die Wuth der Arbeiter, welche die entstellten Leichname ihrer Gefährten sahen und welche hörten, daß dieselben von der Bürgerwehr gemordet worden seien.

Wer fragte bei einem solchen Anblick, in solchem Moment nach dem Grunde, wer fragte,

auf wessen Seite die Schuld sei, ob die Arbeiter selbst die Bürgerwehr gezwungen hätten, mit den Waffen in der Hand gegen sie einzuschreiten.

Man sah die Leichen der Gefallenen; der Haß der Arbeiter gegen die Bürgerwehr, der schon längst in ihrem Innern glühte, der schon längst sich einen Ausweg gesucht hatte, dieser Haß wurde zur rasenden Wuth erhöht.

In allen Stadttheilen, durch welche der grausenhafte Zug mit den Leichen ging, fanden immer neue Arbeiter sich zu demselben, welche den Zug nur verließen, um nach dem Köpnicker Felde zu eilen, wo der Kampf der Arbeiter gegen die Bürger ausgefochten werden sollte.

„Waffen! Waffen!" so tönte es durch die ganze Stadt. Ein Waffenladen wurde gestürmt. In einzelne Häuser, in denen die Arbeiter Bürgerwehrmänner wußten, drangen sie ein und nahmen die Gewehre fort.

Viele Arbeiter waren ohnehin bewaffnet, noch vom Sturm des Zeughauses her. So bildete sich in der Roß- und Jakobsstraße, in der Dresdner-

straße und der Umgegend bald ein ziemlich starkes Corps bewaffneter Arbeiter.

Barrikaden wurden aufgeworfen und die Arbeiter waren entschlossen, jetzt den Kampf auszukämpfen mit den Bürgern, den Kampf, den sie längst als bevorstehend geahnt hatten, den Kampf, in welchen sie ihren ganzen Haß gegen die bevorzugten Klassen hineingetragen hatten.

Zu gleicher Zeit aber ertönten auch in der ganzen Stadt die Signalhörner der Bürgerwehr, in allen Bezirken wurde dieselbe zu den Waffen gerufen, um Theil zu nehmen an jenem unglückseligen Kampf.

Mit Windesschnelle durcheilte die ganze Stadt das Gerücht, daß auf dem Köpnicker Felde ein blutiger Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern ausgebrochen sei, daß dort Barrikaden gebaut würden und daß in wenigen Stunden vielleicht die gesammten Arbeiter Berlins unter Waffen stehen würden, um den Kampf mit der Bürgerwehr aufzunehmen.

Die Führer der Demokratie erfuhren einzeln

jene furchtbare Nachricht. Dieser Kampf kam ihnen im höchsten Grade überraschend; Niemand hatte das Geringste davon gewußt, daß er bevorstehe, die Führer der Demokratie konnten die geheimen Pläne nicht ahnen, welche denselben zum Ausbruch gebracht hatten. Sie eilten deshalb zum größern Theile einzeln nach dem Köpnicker Felde, um hier nach Kräften zum Frieden zu wirken.

Aber alle ihre Anstrengungen waren vergeblich; mit lautem Hohn wurden die Friedensstifter zurückgewiesen.

„Sollen wir das Blut unsrer Brüder ungerächt vergießen lassen?" so rief man Denen entgegen, welche zum Frieden ermahnten; „sollen wir uns morden lassen ohne Gegenwehr! sollen wir zusehen, wie unsre Freunde erschossen werden? Nimmermehr! Wir wollen kämpfen gegen diese Bürger, wir wollen wenigstens die Genugthuung des Kampfes ihnen gegenüber haben!"

Und die Barrikaden in der Roßstraße, in der Köpnicker- und Jakobsstraße wurden befestigt trotz

alles Abredens der sonst so beliebten demokratischen Führer.

Vergeblich sprachen selbst die Männer, welche von den Arbeitern sonst so sehr verehrt wurden, zum Frieden, vergeblich selbst die Deputirten Waldeck und Berends. Ihre Reden hatten keine Wirkung; die Barrikaden blieben stehen und immer mehr und mehr bewaffnete Arbeiter sammelten sich hinter denselben, entschlossen, den Kampf mit der Bourgeoisie auszukämpfen.

Eilftes Kapitel.

Der Kampf.

Hugo, der Major und der junge Wander eilten, nachdem sie Hugo's Wohnung verlassen hatten, nach demjenigen Ort, wo die demokratischen Führer verabredet hatten, sich zu treffen, falls etwa eine plötzlich ausbrechende Volksbewegung eine Berathung derselben und ein übereinstimmendes Handeln nothwendig machen sollte. Sie glaubten natürlich bei einem so wichtigen Ereigniß, wie dieser so ohne alle Veranlassung ausgebrochene Kampf zwischen Arbeitern und Bürgern, die Führer der Demokratie versammelt zu finden, sie glaubten, daß dieselben jedenfalls vereint berathen würden, was hierbei zu thun sei.

Aber sie fanden sich in ihren Erwartungen sehr getäuscht, denn als sie an den Versammlungs-

ort kamen, welcher ein= für allemal als solcher fest=gesetzt war, fanden sie nur zwei der unbedeuten=deren Führer gegenwärtig, welche mit einem sehr ruhigen Phlegma auf das Ankommen Mehrerer schon längere Zeit warteten.

Diese theilten ihnen mit, daß wahrscheinlicher Weise wohl Niemand weiter kommen würde, indem sie gehört hätten, es seien die Führer bereits ein=zeln an den Schauplatz der Ereignisse geeilt, um dort auf ihre eigene Hand zum Frieden zu wirken.

Es war zu jener Zeit schon eine solche Regel=losigkeit in die demokratische Bewegung gekommen, daß an eine gemeinsame Verabredung, an eine Verständigung der einflußreichen Führer der Demo=kratie kaum mehr zu denken war. Die einzelnen Klubs gingen wild und stürmisch vorwärts, ohne sich einer um die andern zu kümmern. Nach dem=selben Prinzip verfuhren auch die eigentlichen Führer der Demokratie, die Leiter der Klubs, indem sie vollständig planlos neben einander herirrten, ohne eine Verständigung anzubahnen.

Hugo und der Major sahen ein, daß es unter

solchen Verhältnissen eine Thorheit sein würde, länger unthätig an einem Orte zu warten, wo sie vollständig nutzlos waren. Sie machten sich deshalb auf den Weg nach dem Köpnicker Felde.

Schon unterwegs trafen sie viele Arbeiter, welche theils bewaffnet, theils unbewaffnet nach dem Köpnicker Felde eilten, um sich der Bewegung anzureihen. Ein ganzer Haufen Arbeiter überholte sie in der Kommandantenstraße, indem er in höchster Eile nach der Köpnicker Straße zog.

Hugo stellte sich den Arbeitern in den Weg und fragte sie, was es denn eigentlich gäbe, weshalb sie so eilig vorwärts wollten.

„Wissen Sie das nicht?" schrie einer der Arbeiter ihm entgegen, „wissen Sie nicht, daß die Bürgerwehr auf die Arbeiter geschossen hat, haben Sie den Leichenzug nicht gesehen, der jetzt schon durch alle Straßen zieht? Unsere Brüder sind ermordet worden! Vorwärts, Herr! folgen Sie uns, wir wollen Rache für das vergossene Blut!"

„Sie wollen Rache?" entgegnete Hugo ernst,

„Sie wollen Rache für das vergossene Blut, aber an wem wollen Sie dieses Blut rächen?"

„An der Bürgerwehr! An wem sonst als an den Mördern!" schrie der Arbeiter wüthend, „an den verdammten Bürgern, welche ihre Gewehre nur gegen die unbewaffneten Arbeiter zu gebrauchen verstehen! Wir wollen's ihnen lehren!"

„Und was werden die Folgen davon sein? wissen Sie das? Schauen Sie um sich, sehen Sie, wie die Reaction sich rüstet, wie sie nur darauf wartet, daß die Bürger und Arbeiter uneinig werden um mit der Armee einzurücken in die Stadt, um alle die durch die Märzkämpfer errungenen Freiheiten wieder zunichte zu machen; und dennoch wollen Sie theilnehmen an dem Kampf der Arbeiter gegen die Bürger, während Sie nur mit ihnen vereint, der gewaltigen Macht der Reaction, der ungeheuren Truppenmacht widerstehen können!"

„Was redet der denn?" schrie einer der Arbeiter, „schlagt ihn nieder! es ist ein Reactionär!"

„Ein Reactionär! Ein Reactionär!" so tönte

das Geschrei durch den Arbeiterhaufen, der augenblicklich Hugo und den Major umringte.

Ein Paar kräftige Arbeiterfäuste faßten Hugo, um ihn fortzuschleppen und gleich an ihm einen Act der Volksjustiz zu üben, denn die Arbeiter waren in einer so furchtbaren Wuth, daß sie jeden, den sie für einen Reactionär hielten, umzubringen entschlossen waren; sie waren kaum mehr fähig, eine ruhige Rede mit anzuhören, viel weniger, ihre Wuth zu zügeln und der vernünftigen Besonnenheit Raum zu geben.

Hugo riß sich mit einiger Gewalt los aus den Armen Derer, die ihn erfaßt hatten. Mit donnernder Stimme rief er, das wüste Geschrei des Haufens übertönend:

„Ich bin ein Reactionär, sagt Ihr! Wohl denn, nennt mich so, wenn Ihr wollt, nennt mich so, wenn Ihr einen Mann, der für die Freiheit des Volkes glüht, der sein Leben für das Glück des Volkes hingeben möchte, für reactionär halten wollt, weil er nicht will, daß eben diese Freiheit unterdrückt werde durch die Bajonette, welche vor

den Thoren Berlins nur darauf warten, gegen das Volk gebraucht zu werden. Nennt mich einen Reactionär, weil ich Euch sage, daß dieser Kampf ein unglückseliger ist! Dieser Kampf, der den Bruder vom Bruder reißt und sie im tödlichen Gefechte sich gegenüber stellt! Wo ist hier das Recht, wo das Unrecht? — Ihr sagt, die Bürger haben Eure Brüder ermordet; seid Ihr nicht selbst Bürger? und sind Jene, die Euch mit den Waffen in der Hand gegenüber stehen, weniger Arbeiter als Ihr? — Nennt mich meinethalben einen Reactionär, weil ich Euch sage, daß Ihr unsinnige Thoren seid, wenn Ihr das Blut Derer vergießt, die Eure besten Freunde sein sollten und müßten, weil sie in unglückseliger Verblendung das Blut einiger von Euch vergossen haben! Giebt es etwas Unsinnigeres als die Rache in diesem Augenblick, wo die Freiheit, nicht nur Eure, sondern auch die Jener, die Freiheit des ganzen Volkes bedroht ist! Ihr seid Kinder, die sich um ein gemeinsames Eigenthum zanken, welches ein listiger Dieb ihnen während des Zankes raubt, so daß sie nach dem

Streit den Gegenstand desselben verloren haben! Ich habe mit allen meinen Kräften gestritten für die Freiheit des Volkes und werde es ferner thun, aber Euren Thorheiten werde ich nicht nachgeben, sondern Euch die Wahrheit immer in's Gesicht sagen, auch wenn Ihr mich einen Reactionär nennen wollt."

„Das ist ja Herr Warren!" ertönte im nächsten Augenblick, nachdem Hugo im größten Feuer diese Worte zu den Arbeitern gesprochen hatte, eine laute Stimme aus dem Haufen heraus.

„Herr Warren?" entgegneten einige andere Arbeiter erstaunt, „ja der ist freilich kein Reactionär!" Und sie traten zurück.

Hugo stand wieder frei mitten in dem Haufen und konnte nun weiter zu den Arbeitern sprechen. Mit feuriger Beredsamkeit schilderte er Ihnen abermals die drohenden Gefahren, welche im gegenwärtigen Augenblick ein Kampf zwischen Bürgern und Arbeitern habe. Aber auf alle seine Worte wurde ihm immer nur entgegnet: „Sollen wir un-

gestraft das Blut unserer Brüder vergießen lassen? Wir müssen sie rächen!"

Und die Arbeiter zogen, obgleich sie ein Lebehoch auf Hugo ausbrachten, dessen Name ihnen als der eines berühmten Demokraten bekannt war, dennoch weiter vorwärts nach der Köpnicker Straße, um hier am Kampfe Theil zu nehmen.

Hugo, der Major und Wander folgten ihnen, Sie kamen durch die Jakobsstraße nach der Roßstraße und fanden diese versperrt durch eine Barrikade, welche die Arbeiter schnell aus Brückenbohlen, Fässern und andern Geräthschaften leicht zusammengefügt hatten. Hinter und auf der Barrikade stand eine bunte Arbeitermasse, bereit dieselbe zu vertheidigen gegen die Bürgerwehr, welche ihnen gegenüber in der Roßstraße unthätig stand und fortwährend das Signal zum Auseinandergehen gab.

An der Spitze der Bürgerwehr stand ein Major, der jedesmal, nachdem er das Signal zum Auseinandergehen hatte geben lassen, freundlich mit den Arbeitern sprach und sie ermahnte, die Barri-

kade zu verlassen, nicht einen Kampf fortzuführen, der schon zu viel Blut gekostet habe, einen Kampf ohne jedes Ziel, ohne jeden Zweck. Es werde eine Untersuchung wegen der schon stattgehabten Vorfälle eingeleitet werden und es sollten gerecht die Schuldigen ermittelt und bestraft werden.

Die Arbeiter antworteten kaum auf solche Ermahnungen. Der schwarze Barthold stand auf der Barrikade und stieß Hohn und Spottworte gegen die Bürgerwehr aus.

Unter den Arbeitern hinter der Barrikade bewegte sich mit unermüdlichen Eifer jener junge Mann mit dem großen schwarzen Barte hin und her, den wir bereits auf dem Köpnicker Felde gesehen haben. Er führte fortwährend in den einzelnen Arbeitergruppen aufregende Reden gegen die Bürgerwehr und suchte seine Genossen auf das Aeußerste zu erbittern, damit endlich der Kampf mit den Bürgern begonnen werde. Er hatte ein Gewehr im Arm, welches wahrscheinlich einem Bürgerwehrmann abgenommen worden war.

Ebenso befand sich auch der Doktor Seidler

unter den Arbeitern und zischelte bald hier, bald dort Einem oder dem Andern ein leises Wort ins Ohr. Sobald er indessen Hugo und den Major kommen sah, verlor er sich schnell im Gewühl und verließ so eilig als möglich durch eine abgelegene Straße den Schauplatz des Kampfes.

Hugo und der Major wendeten sich augenblicklich zu den Arbeitern. Sie wiederholten hier ihre Bemühungen, dieselben auseinander zu bringen und wurden unterstützt durch Wander, sowie durch eine große Anzahl anderer tüchtiger Demokraten, welche sich hier trafen, denn die Mehrzahl der demokratischen Führer war aus freien Stücken nach dem Köpnicker Felde geeilt, um hier Frieden zu stiften, um einen Kampf zu beendigen, dessen Folgen jedenfalls die unglückseligsten sein mußten.

Aber alle beruhigenden Worte, jedes freundliche Zureden, alle Bitten waren vergeblich; die Arbeiter waren entflammt zu einer furchtbaren Wuth. Nur Eins war von ihnen zu erlangen nnd dies Eine versprachen sie: daß sie selbst die Bürger nicht mehr angreifen und nur die Barri-

kade vertheidigen wollten, um im Besitz derselben zu bleiben.

Hugo stand eben mitten in einer Menschengruppe und hatte die Umstehenden so weit bewegt, ihm dies Versprechen zu geben, als er plötzlich einen jungen Arbeiter im schmutzigen Kittel auf die Barrikade springen sah und hörte, wie dieser mit den aufregendsten Worten die Arbeiter anredete und sie ermunterte, den Kampf gegen die Bürgerwehr fortzuführen, nicht aber feige zurückzuschrecken und zu fliehen; man möge den Kampf wieder aufnehmen, und wenn die Bürgerwehr nicht angreifen wollte, nun wohl, dann müßten die Arbeiter selbst die die Bürgerwehr angreifen, sie vor sich hertreiben und sich vereinigen mit den Arbeitern, welche am Rosenthaler- und Oranienburger Thore bereit ständen, in die Stadt einzudringen.

Hugo drängte sich augenblicklich durch die Menge, um sich diesem jungen Manne zu nähern und mit ihm persönlich zu sprechen, ihm persönlich vernünftige Vorstellungen zu machen und ihn zu

bewegen, von dem unsinnigen Unternehmen abzustehen.

Er kam ihm nahe, da fiel plötzlich der Blick des jungen Arbeiters auf Hugo, der nur noch durch wenige dazwischen stehende Personen von ihm getrennt war. Fritz Schulz, es war derselbe, den der schwarze Barthold unter diesem Namen seinen Gefährten vorgestellt hatte, erbleichte, als er Hugo sah. Er sprang schnell von der Barrikade herab und verlor sich in einen andern Arbeiterhaufen, der auf der entgegengesetzten Seite der Straße sich zusammengeballt hatte. Er schien Hugo vermeiden zu wollen und diesem fiel das sonderbar auf, um so mehr, als die Züge des jungen Mannes ihm bekannt vorkamen, obgleich er nicht wußte, wo er denselben wohl gesehen haben möge und sich nicht erinnerte, je näher mit ihm zusammengetroffen zu sein.

Hugo entschloß sich, den jungen Arbeiter weiter aufzusuchen; er drängte sich deshalb schnell durch die Menge und nach wenigen Augenblicken sah er den schwarzbärtigen Arbeiter wieder an einer an-

dern Stelle der Barrikade mit heftigen Gestikulationen zu seinen Kameraden sprechen. Nur mühsam konnte Hugo sich durchdrängen.

Wiederum ertönte auf der andern Seite das Signalhorn der Bürgerwehr, welches die Arbeiter zum Auseinandergehen aufforderte, wieder trat der Major, welcher die Bürgerwehr befehligte, vor die Reihen derselben und redete mit freundlichen Worten den Arbeitern zu, daß sie ihn nicht zwingen möchten, von den Waffen Gebrauch zu machen, daß sie um des Friedens und der Ordnung willen die Barrikaden abräumen möchten. Auch er versprach ihnen, daß er in diesem Falle nicht gegen sie einschreiten, sondern sich ruhig zurückziehen werde; er versprach noch einmal die gerechteste Untersuchung.

Die Arbeiter, welche nach und nach durch das angestrengteste Zureden Hugo's und seiner Freunde zur Milde bewegt worden waren, antworteten jetzt nicht mehr mit Hohn und Spott auf die Aufforderungen des Major's, sie schwiegen still und schienen unentschlossen. Ja man hörte selbst einige

Stimmen, welche aussprachen, daß es wohl gut sei, wenn man nachgäbe.

Schon hoffte Hugo es werde dieser unglückliche Conflict friedlich beigelegt werden, da sah er, wie plötzlich der junge Arbeiter hinter die Barrikade sprang und das Gewehr gegen den Major anlegte; im nächsten Augenblick blitzte der Schuß aus dem Lauf, der Bürgerwehrmajor faßte sich krampfhaft gegen den Leib und stürzte gefährlich getroffen in seinem Blute zu Boden.

Eine lautlose Stille auf Seiten der Arbeiter folgte dem furchtbaren Ereigniß, ein grausenhaftes Wuthgeschrei auf Seiten der Bürgerwehr, welche jetzt gegen die Barrikade vorstürmte und Schuß auf Schuß gegen dieselbe abfeuerte.

Die Arbeiter wichen zurück; nur der junge schwarzbärtige Arbeiter blieb stehen und rief mit donnernder Stimme seinen Gefährten zu, daß sie stehen und sich wehren möchten.

Aber er hatte kaum den letzten Ruf ausgestoßen, als er plötzlich laut aufschrie, mit der Hand

nach der Brust fuhr und rücklings zu Boden stürzte.

Er hatte auf der Erhöhung der Barrikade gestanden und rollte wohl einen Schritt den Boden entlang, indem zu gleicher Zeit ein heißer Blutstrom aus einer tiefen Brustwunde entsprang.

Im Rollen eutfiel ihm die Mütze und der lange schwarze Bart, der nur ein künstlicher war, löste sich los. Hugo stand dicht neben ihm. Er erkannte mit Entsetzen in dem Gefallenen seinen Vetter, den Baron Julius von Lychtendorf.

Er stürzte auf den Verwundeten zu, unbekümmert, daß die Kugeln ihm dicht um's Haupt flogen, unbekümmert darum, daß die Bürgerwehr die Barrikade erstürmte, daß die sie vertheidigenden Arbeiter nach allen Seiten zurückwichen.

Er hob Julius auf und stützte ihn in seine Arme. „Julius!“ rief er mit tiefem Schmerz, „Du, Julius! Du hier?“

Aber Julius hörte ihn nicht, bewußtlos hing er in seines Vetters Armen und sein Kopf sank schwer an Hugo's Brust.

Das Blut schoß immer heftiger aus der tiefen Brustwunde und Hugo fürchtete, daß eine Verblutung eintreten möchte. Mit schneller Besonnenheit stopfte er sein leinenes Taschentuch in die Wunde, hob dann Julius in seine Arme auf und trug ihn in die Jakobstraße hinein, wo er vor dem fortdauernden Gewehrfeuer gesichert war. Einige der Arbeiter, welche sich ebenfalls hierher geflüchtet hatten, sowie der Major, der bei dieser schrecklichen Scene Hugo's wieder ansichtig geworden war, waren schnell zur Hülfe bereit, sie ergriffen den schwer Verwundeten und trugen ihn auf ihren Schultern fort nach Hugo's Wohnuug.

Der Major sendete schnell einige andere Arbeiter zu einem Wundarzt, um denselben nach Hugc's Wohnung zu bestellen, dann nahm er Abschied von diesem, um noch an Ort und Stelle für die Verhütung ferneren Unheils zu wirken. Hugo aber drückte krampfhaft seinem alten Freunde die Hand und eilte dann dem traurigen Zuge nach.

Zwölftes Kapitel.

Die Freundschaft des Herrn Seemann.

Der Lieutenant von Berg war Klara Warren, nachdem er dieselbe in ihrer Verkleidung erkannt hatte, Schritt für Schritt gefolgt. Er hatte so wenig wie Klärchen selbst auf die ihn umgebende Volksmenge geachtet, sondern nur das eine Ziel im Auge gehabt, Klara nicht aus dem Gesicht zu verlieren. So war er ihr nachgegangen bis zum Hause Hugo's und hatte sich nun überzeugt, daß Klara Hugo einen Besuch abstattete.

Der Lieutenant war einen Augenblick zweifelhaft, was er thun sollte. Er beschloß zuvörderst, sich auf das Bestimmteste zu überzeugen, daß Klara in der That zu Hugo gegangen sei. Er eilte deshalb in das Haus, die Treppe hinauf und klingelte an Hugo's Thür.

Der Bediente öffnete, versicherte ihn aber, daß der Baron von Warren nicht zu Hause sei.

Der Lieutenant bat, ihn in diesem Falle in Hugo's Zimmer zu führen, da er für diesen einige schriftliche Worte zurücklassen müsse, welche von der höchsten Wichtigkeit für Hugo seien.

Der Bediente wurde bei dieser Aufforderung verlegen und dies zeigte dem Lieutenant um so deutlicher, daß in der That Klara bei Hugo sei, denn daß Hugo selbst wirklich nicht zu Hause wäre, konnte er natürlich nicht ahnen.

Nach langem Zögern gab endlich der Bediente nach, führte aber den Lieutenant in das Vorzimmer und gab ihm dort Papier und Feder. Herr von Berg mußte sich hiermit zufrieden erklären, denn er konnte, ohne Aufsehen zu erregen, nicht weiter darauf dringen, in Hugo's Wohnzimmer eingelassen zu werden. Er schrieb einige unbedeutende Worte an Hugo, eine Einladung, ihn an einem der nächsten Tage zu besuchen, und übergab dieselbe dem Bedienten. Dann entfernte er sich.

Herr von Berg hatte sich jetzt vollkommen

überzeugt, daß Klara Warren in der That bei Hugo sei, aber er war im höchsten Grade unschlüssig, welche Maaßregeln er in diesem Augenblick nehmen könne.

Zuerst dachte er daran, sofort zum Geheimenrath von Warren zu gehen und diesem mitzutheilen, daß seine Tochter einen Besuch bei Hugo von Warren mache, aber er besann sich, er bedachte, daß in diesem Falle der Geheimerath allerdings von der höchsten Wuth gegen seine Tochter erfüllt werden würde, aber daß dies vielleicht ein Mittel sein möchte, seine Verbindung mit Klara zu zertrümmern; wie war es möglich auf einer solchen Verbindung auch nur mit dem Schein der Ehre zu bestehen, wenn er wußte, daß seine Braut bei Hugo in dessen Wohnung gewesen war.

Aber dennoch lag dem Lieutenant daran, daß der Geheimerath unter jeder Bedingung von Klaras Besuch unterrichtet werde. Er glaubte, daß der Geheimerath, wenn er diesen Besuch erführe, um so entschiedener auf eine schleunige Verbindung Klaras mit ihm selbst dringen werde, daß der Ge-

heimerath jede Rücksicht, welche er bisher etwa noch gegen seine Tochter genommen hatte, aus den Augen setzen und in seiner Wuth gegen Klara, diese zwingen werde, sofort die Verbindung mit ihrem Bräutigam zu schließen.

Der Lieutenant entschloß sich nach diesen Ueberlegungen kurz, den Geheimenrath zwar sofort von dem Vorgange zu benachrichtigen, aber nicht persönlich, sondern durch die Hülfe eines Dritten.

Er war in diese Gedanken vertieft die Roßstraße eine Strecke hinaufgegangen und hatte sich dort in der Nähe des Aufstandes nach dem Fortgange desselben genau erkundigt. Zufrieden mit den Nachrichten, die er hierüber erhalten hatte, kehrte er schnell um und eilte ohne Aufenthalt nach der Wohnung des Justizcommissarius Seemann.

Herr Seemann empfing den Lieutenant mit einem spöttischen Lächeln. „Ich weiß schon, Herr von Berg," sagte er, weshalb Sie zu mir kommen. Sie haben Fräulein Klärchen verfolgt bis in die Wohnung des Herrn Baron Hugo von Warren und kommen zu mir, um mir dies mitzutheilen."

„Wie, Sie wissen das bereits?“

„Wie Sie sehen! Meine Berichterstatter sind äußerst prompt und zuverlässig. Sie haben sich nun überzeugt, daß die Nachrichten, welche ich Ihnen vor einigen Tagen gab, nicht schlecht waren, sondern, daß ich vollständig Recht hatte.“

„Freilich, freilich, Herr Seemann! Aber jetzt kommt es mir vor allen Dingen darauf an, Mittel zu ergreifen, um auch den Geheimenrath von Warren davon zu benachrichtigen, daß seine Tochter einen Besuch gemacht hat bei Herrn Hugo von Warren.“

„Nun,“ entgegnete Seemann spöttisch, „ich sollte denken, das müßte leicht für Sie sein, Herr von Berg. Sie können dem Geheimenrath, mit dem Sie auf so vertrautem Fuße stehen, sehr leicht diese Nachricht mittheilen.“

„Das geht nicht, das geht unter keiner Bedingung! Der Geheimerath darf Nichts davon wissen, daß ich von dem Besuche Klara's unterrichtet bin. Erst nach meiner Hochzeit darf ich von allen diesen Vorfällen Nachricht erhalten, um dann die Mittel in der Hand zu haben, eine Ehe-

scheidung zu bewirkrn, wenn ich dies für passend und wünschenswerth halten sollte. Ich komme deshalb zu Ihnen, Herr Seemann, um Sie zu bitten, daß Sie sofort den Geheimenrath von Warren davon benachrichtigen, wo seine Tochter ist. Der Geheimerath wird in diesem Falle, um die Ehre seiner Tochter und der Familie zu retten, die Erstere zwingen, sich in kürzester Frist mit mir zu verheirathen. Und das ist es, was ich wünsche, wie Sie dies bereits wissen."

Seemann schüttelte mit einem unglaublich verächtlichen Lächeln den Kopf.

„Sie irren sich ein Wenig in mir, Herr Lieutenant; wir haben, wie Sie wohl wissen, einen Handel gemacht; ich habe Ihnen Auskunft gegeben über Fräulein Klara von Warren, gegen ein gewisses schriftliches Versprechen, welches ich von Ihnen in der Hand habe, aber ich sehe keine Veranlassung, jetzt Dem, was ich bereits für Sie gethan, noch etwas Anderes hinzuzufügen; ich sehe keine Veranlassung, noch etwas Weiteres für Ihre Verheirathung mit Fräulein Klärchen von Warren

zu thun. Machen Sie, was Sie wollen, Herr Lieutenant, ich werde mich nicht darum kümmern."

„Herr Seemann," entgegnete der Lieutenant kalt, „bedenken Sie wohl, daß Sie keine Beweise dafür haben, daß ich von den Besuchen Klara's bei Hugo von Warren etwas weiß, und daß daher mein schriftliches Versprechen, Ihnen bei Hofe zu dienen, Ihnen nicht das Geringste nützen wird."

„So, meinen Sie, Herr Lieutenant?"

„Allerdings! Wenn Sie mit diesem Versprechen etwa hervorkommen, so werde ich ganz einfach sagen, daß ich Ihnen dasselbe für Dienste ausgestellt hätte, welche Sie der royalistischen Partei zu leisten versprochen, daß ich dieses Versprechen aber zu halten mich nicht weiter verpflichtet fühlte, weil Sie diese Dienste nicht geleistet hätten. — Sie sehen also, Herr Seemann, daß Sie mich nicht so eng in Ihren Netzen halten, als Sie glaubten, und daß es eben nur von meinem guten Willen abhängt, ob ich Ihnen mein schriftlich gegebenes Wort halten will oder nicht; Sie sehen, daß es wohl wünschenswerth für Sie sein möchte,

mir dienlich zu sein; ich bitte Sie deshalb noch einmal, die Vermittlung zwischen dem Geheimenrath von Warren und mir zu übernehmen, ich bitte Sie, sofort dem Geheimenrath mitzutheilen, daß seine Tochter Klara sich im gegenwärtigen Augenblick in der Wohnung des Herrn Hugo von Warren befindet."

„Ich werde diesen Wunsch nicht erfüllen," entgegnete Seemann mit demselben verächtlich spöttischen Lächeln, welches er von Anbeginn des Gespräches auf den Lippen gehabt hatte.

„Ich bitte Sie dringend darum, Herr Seemann!" sagte der Lieutenant mit drohendem Tone.

„Sie wollen mir drohen, mein bester Herr Lieutenant," fuhr Seemann fort, „aber glauben Sie mir, ich bin kein solcher Thor, um auf ein Ehrenwort von Ihnen, sei es schriftlich oder mündlich, das Geringste zu bauen. Wie ich Ihnen versprach, Beweise dafür herzuführen, daß Klara Warren ihren Cousin besucht habe, und wie ich bestrebt gewesen bin, dies mein Versprechen in Ausführung zu bringen, ebenso bin ich auch bestrebt

gewesen, mir Beweise dafür zu verschaffen, daß Ihnen bereits vor der Verlobung und vor der Hochzeit mit Klärchen Warren diese Besuche bekannt gewesen sind, weil ich weiß, daß nur hierdurch, durch diese Beweise, Ihr schriftliches Ehrenwort irgend eine Wirksamkeit, irgend eine Geltung erhalten konnte. — Sie erinnern sich wohl, daß ich schon in dem Augenblick, als Sie zu mir in's Zimmer traten, wußte, daß Sie Klara Warren bis zu Hugo's Wohnung verfolgt hätten."

„Bah!" entgegnete der Lieutenant, „ich hatte einen nothwendigen Gang zu Hugo, ich hatte einen Brief an denselben zu schreiben und es ist ein reiner Zufall, daß zu derselben Zeit Klara von Warren in einer Verkleidung, in welcher ich sie nicht zu erkennen vermochte, vor mir herging! — Wenn Sie keine besseren Beweise haben, mein bester Herr Seemann, so möchte dieser auf etwas schwankenden Füßen stehen."

Der Justizcommissarius Seemann rieb sich vergnügt die Hände.

„Sie sind ein Schlaukopf, mein lieber Lieute-

nant! es ist Ihnen sehr schwer beizukommen, aber ich glaube, es wird doch gehen. — Was meinen Sie hierzu?"

Und der Justizcommissarius Seemann trat einen Schritt zurück und öffnete plötzlich eine Tapetenthür in der Wand. Es zeigten sich hinter derselben zwei junge, elegant gekleidete Männer, deren weit vorgestreckte Köpfe verriethen, daß sie mit der höchsten Aufmerksamkeit das Gespräch des Lieutenants mit Herrn Seemann belauscht hatten.

„Zwei Freunde von mir, die ich die Ehre habe, Ihnen vorzustellen," fuhr Seemann fort. „Dies ist Herr Werner, den Sie selbst einmal von diesem Versteck aus, welches im Nebenzimmer mündet, belauscht haben und also bereits als einen gesinnungsvollen und außerordentlich brauchbaren Mann kennen. Er ist Derjenige, welcher mir stets die genauesten Nachrichten über Hugo von Warren, den Doktor Seidler und — andere ehrenwerthe Persönlichkeiten gebracht hat. Und auch dieser junge Mann ist ein ebenso talentvoller und bereitwilliger Freund von mir. — Sehen Sie, lieber Herr von Berg, ich wußte

in dem Augenblick, als mir Herr Werner mittheilte, daß Sie Fräulein Klara von Warren bis zu ihrem Cousin verfolgt hätten, sehr genau, daß ich in kürzester Frist die Ehre eines Besuches von Ihnen genießen würde, da habe ich denn ein Wenig dafür gesorgt, Beweise darüber zu haben, daß Sie mit der Vergangenheit Ihrer Fräulein Braut auf das Genaueste bekannt sind." —

„Ich kann Sie jetzt entlassen, meine Herren," sagte Seemann, sich zu den beiden jungen Leuten wendend, „Sie haben genug gehört, es ist nicht nothwendig, daß Sie den übrigen Theil meines Gespräches mit dem Herrn Lieutenant von Berg hören."

Und Seemann schloß die Thür hinter den beiden jungen Männer und wartete mit einer leichten Verbeugung gegen den Lieutenant auf dessen Antwort.

Der Lieutenant von Berg war dunkelroth geworden vor innerer Wuth. Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder und antwortete nicht.

„Aergern Sie sich nicht, lieber Herr Lieutenant," fuhr Seemann mit permanentem verächtlichen Spott im Tone fort, „das sind so kleine Verdrießlichkeiten, die man nicht beachten muß. Lassen Sie uns gute Freunde bleiben, wir können uns gegenseitig noch manchen Dienst leisten. Daß ich Ihnen heut nicht dienstbar sein kann, ist eine Sache für sich, denn ich habe so meine eignen Gründe, weshalb ich nicht Lust habe, weiter gegen das reizende Klärchen von Warren zu agiren; jedenfalls, denke ich, sind Sie jetzt davon überzeugt, daß es recht rathsam und wünschenswerth für Sie sein muß, mein Freund zu bleiben und Ihr schriftlich gegebenes Wort zu halten. — Was meinen Sie, es würde doch einen fürchterlichen Scandal in der vornehmen Welt geben, wenn ich so etwa durch die Zeitungen die Gespräche veröffentlichte, die wir zusammen geführt haben und für die, wie Sie sehen, Zeugen vorhanden sind? Aber ich denke auch gar nicht daran, das zu thun, denn ich bin fest überzeugt davon, daß Sie, lieber Lieutenant,

mein treuester Freund und Bundesgenosse sind und bleiben werden."

„Es ist gut, Herr Seemann," entgegnete der Lieutenant mit verbissenem Grimm, „Sie haben mich in Ihrer Gewalt, ich kann nichts gegen Sie thun. Ich verlasse Sie jetzt, hoffe aber, daß Sie bedenken werden, daß es Ihnen jedenfalls nichts nützen kann, mich zu compromittiren."

„Im Gegentheil, das würde mir schaden, denn Sie würden Ihren Einfluß bei Hofe verlieren und den brauche ich. Ich würde nur daran denken, Sie zu compromittiren, wenn mir Ihr Einfluß schaden könnte. Dann freilich würde ich es gewiß thun; richten Sie es daher so ein, lieber Herr Lieutenant, daß Sie mir nützen, dann sind Sie meiner Freundschaft sicher. Das ist der Lauf der Welt so, Sie dürfen mir das daher nicht besonders übel nehmen. — Sie sind jetzt in einer unangenehmen Stimmung, lieber Herr von Berg, ich glaube, es wird nicht übel sein, wenn wir uns trennen. Wenn wir das nächste Mal zusammen=

kommen, sind wir, denk' ich, die alten Freunde wie früher."

Und Seemann bot dem Lieutenant mit einer süßlichen, heimtückischen Freundlichkeit die Hand, die dieser voll Wuth und Ingrimm annehmen mußte, denn er durfte es nicht wagen, sich unfreundlich gegen Seemann, der ihn so vollständig in seiner Gewalt hatte, zu zeigen.

Der Lieutenant drückte die ihm dargebotene Hand und er hätte sie zermalmen mögen vor Wuth. Dann entfernte er sich schnell, bis zur Thür von Seemann unter den höflichsten, freundlichsten Verbeugungen begleitet.

Seemann aber lachte laut auf, als der Lieutenant ihn verlassen hatte und vergrub sich mit dem behaglichsten Gefühl von der Welt in seine Akten. Aber er hatte heute doch keine rechte Ruhe zur Arbeit, es gingen ihm zu viele verschiedene Gedanken durch den Kopf, es kreuzten sich in ihm zu viel verwickelte Pläne.

Seemann legte daher die Feder bald wieder fort und überlegte, welchen Weg er in seinem Be-

nehmen, gegenüber dem Lieutenant von Berg und Klärchen von Warren, einzuschlagen habe.

Der Lieutenant war jetzt vollständig in seinen Händen, er hatte keine Rücksichten mehr gegen ihn zu nehmen, er hatte nicht mehr nöthig, ihn zu schonen und es kam jetzt Seemann, der, gewissen Personen gegenüber, ein gutmüthiger Mann war, darauf an, Klara von Warren nicht in die Hände dieses Menschen fallen zu lassen, dessen Gemeinheit und widerwärtiger Egoismus selbst Seemann, der doch eben kein allzustrenger Moralist war, anekelte.

Seemann überlegte, daß der Lieutenant von Berg höchst wahrscheinlicher Weise ein Mittel finden würde zur Erreichung seiner Absicht, den Geheimenrath von Warren von dem Besuche Klara's zu benachrichtigeu. Der Geheimerath würde dann, so folgerte Seemann, sich auf das Schleunigste zur Wohnung Hugo's begeben, um dort seine Tochter aufzusuchen, der Lieutenant würde dadurch vermuthlich seine Absichten erreichen, indem der Geheimerath, erzürnt über den Leichtsinn seiner Tochter, diese zwingen würde, dem Lieutenant so-

gleich ihre Hand zu reichen; die beabsichtigte Flucht Hugo's mit Klärchen würde hintertrieben werden und so der Plan des Lieutenants in Erfüllung gehen. Dies aber wollte Seemann unter keiner Bedingung und er machte sich deshalb schnell auf den Weg, um sich zu überzeugen, ob der Geheime-rath von Warren in der That von Klara's Besuch bei Hugo unterrichtet und ob er Klara nach Hugo's Wohnung gefolgt sei.

Der Lieutenant eilte nach Hause. Unterwegs überlegte er hin und her, was er thun könne in dieser ihm höchst fatalen und unangenehmen Sache. Er sah ein, daß er ganz und gar in Seemann's Gewalt sei, und daß er selbst in dem Falle, daß er jetzt die Verlobung mit Klara rückgängig machen wolle, sich aus den um ihn gelegten Schlingen nicht befreien könne. Er hatte sich zu tief mit Seemann eingelassen, hatte diesen zu tiefe Blicke in sein Inneres werfen lassen und derselbe konnte ihn daher vollständig compromittiren, ohne daß ihm eine einzige Waffe dagegen zu Gebote stand.

Sobald Herr von Berg zu dieser Einsicht ge-

langt war, schüttelte er die unangenehmen Gedanken von sich ab und sann nur darauf, was er zu thun habe, um wenigstens aus dieser ganzen fatalen Angelegenheit den möglichsten Nutzen für sich zu ziehen. Er entschloß sich deshalb, bei seinen alten Plänen zu verharren, sofort den Geheimenrath benachrichtigen zu lassen, daß Klara sich im gegenwärtigen Augenblick in Hugo's Wohnung befände. Er schrieb schnell mit verstellter Hand einen anonymen Brief an den Geheimenrath von Warren, dann verkleidete er sich so gut als möglich in seine Arbeiterkleidung und eilte auf die Straße. Hier übergab er einem fremden Arbeiter, dem er eben begegnete, den Brief zur Besorgung, die derselbe gern gegen eine kleine Belohnung übernahm. Dann eilte der Lieutenant nach dem Köpnicker Felde, um nachzusehen, wie weit hier seine Pläne gelungen seien.

Dreizehntes Kapitel.

Schluß.

Der Geheimerath von Warren hatte versucht, nachdem seine Tochter ihn verlassen, sich wieder an seine Arbeit zu setzen; er hatte versucht sich durch die Arbeit zu zerstreuen, aber es war ihm dies nicht möglich gewesen, denn er liebte seine Tochter mit wahrhaft väterlicher Liebe; sie war ja das einzige Wesen, für welches er ein innigeres Interesse fühlte und gerade Klara's harter, stolzer Sinn, gerade ihre Entschiedenheit, so sehr dieselbe seinen eigenen Starrsinn herausforderte, zog ihn doch auch wieder an, weil er seinen eigenen Charakter in der Tochter wiederfand.

Der Ehrgeiz, die mächtigste Leidenschaft des Geheimenraths, zog ihn allerdings oft von der

Liebe zu seiner Tochter ab, und vermochte ihn auch jetzt, sich den Wünschen derselben zu widersetzen und auf ihrer Verbindung mit Herrn von Berg zu beharren, aber doch vermochte selbst dieser Ehrgeiz nicht, die Vaterliebe in seinem Herzen zu ertödten.

Klara's Bild schwebte fortwährend dem Vater vor; er sah seine sonst so blühende, lebensfrische, fröhliche Tochter bleich, mit abgehärmten Zügen, lebensmüde und traurig und er mußte sich sagen, daß er die Schuld trage an dieser furchtbaren Veränderung. — Er wiederholte sich die Vorwürfe, welche Klara ihm gemacht hatte, er wiederholte sich die Anschuldigungen, welche sie erhoben hatte gegen Herrn von Berg, und wieder mußte er sich sagen, daß vieles Wahre in denselben sei, er mußte sich dies sagen trotz dem günstigen Vorurtheil, welches er für seinen einflußreichen und geistreichen Bundesgenossen, Herrn von Berg fühlte.

Der Geheimerath legte die Feder fort und schob die Acten bei Seite. Er konnte nicht mehr arbeiten, er stützte den Kopf nachdenkend in die

Hand und brütete still vor sich hin, überlegend und immer wieder überlegend, was er thun solle und doch kam er zu keinem Abschluß mit sich, denn bald zog ihn die Vaterliebe nach der einen, bald der Ehrgeiz nach der andern Seite hin. Bald sagte ihm das Pflichtgefühl: „Du darfst Deine Tochter nicht gegen ihren Willen einem Manne vermählen, den sie haßt, Du darfst sie nicht unglücklich machen für ihr ganzes Leben!" bald spiegelte ihm der Ehrgeiz die lockendsten Bilder vor von dem Einfluß und der glänzenden Carriere des Herrn von Berg, von dem Ansehen, welches Klara dadurch der Welt gegenüber genießen werde, bald sagte ihm auch seine strenge Gesinnung, daß er sein Wort nicht brechen dürfe, um der eitlen Thränen eines jungen Mädchens willen, welches jetzt ihr eigenes Glück nicht zu beurtheilen verstände.

Lange Zeit war so dem Geheimenrath in trüben Gedanken verflossen, da übergab ihm der Bediente einen Brief, den ein Arbeitsmann so eben zur schleunigen Bestellung abgegeben hatte. Der Geheimerath öffnete den Brief und fand

darin nur folgende flüchtige, aber offenbar mit verstellter Hand geschriebene Worte:

Wenn der Geheimerath von Warren sich davon überzeugen will, daß seine Tochter Klara ein unwürdiges Liebesverhältniß mit dem demokratischen Baron Hugo von Warren unterhält, daß sie ihren Vater betrügt, so möge er sich sofort nach der Wohnung seines Neffen in der breiten Straße begeben, er wird daselbst seine Tochter, verkleidet, im Anzuge eines Mannes, finden.

Ein wohlmeinender Freund.

Der Geheimerath las den Brief und las ihn wieder und wieder. Er schaute mit Entsetzen auf die flüchtigen Schriftzüge, er wagte kaum seinen Augen zu trauen. Endlich klingelte er heftig, der alte Wilhelm trat ins Zimmer.

„Geh' augenblicklich zu meiner Tochter, Wilhelm, und sage ihr, daß ich sie zu sprechen wünsche, sie möge sich sofort zu mir begeben.“

Wilhelm entfernte sich.

In fieberhafter Angst ging der Geheimerath mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder,

die Nachricht erwartend, ob seine Tochter zu Hause sei oder nicht.

Nach wenigen Augenblicken kam der Bediente zurück.

„Nun, wie ist es, wird meine Tochter kommen?" fragte der Geheimerath hastig.

„Der gnädige Herr möge verzeihen, aber das gnädige Fräulein sind nicht zu Hause."

„Wie, was, meine Tochter ist nicht zu Hause? wo ist sie?"

„Das gnädige Fräulein sind ausgegangen und haben dem Kämmermädchen hinterlassen, daß sie eine Freundin besuchen wollten und wahrscheinlich erst spät Abends wiederkommen würden."

„Eine Freundin? wen will meine Tochter besuchen? sie muß das hinterlassen haben, da sie doch jedenfalls den Wagen bestellt haben wird, um sie abzuholen?"

„Nein, das gnädige Fräulein haben gesagt, sie würden von dem Diener der Freundin nach Hause begleitet werden und haben sich das Abholen ausdrücklich verbeten."

„Es ist gut!" entgegnete der Geheimerath kurz mit abgestoßenem Ton, „Du kannst gehen, schnell verlaß mich."

Mit Staunen blickte der alte Diener auf seinen Herrn, da er denselben noch nie in einer so gewalti- Aufregung gesehen hatte. Kopfschüttelnd verließ er das Zimmer.

Der Geheimerath blieb in der furchtbarsten Aufregung zurück, das Blut stieg ihm zu Kopfe, es schwindelte ihm und er sank in das Sopha zurück, indem er sich den Kopf mit beiden Händen hielt. —

Es war also wahr! Klara hatte alle Gebote der Sittlichkeit und Ehre vergessen, sie stand in einem Liebesverhältniß mit Hugo, mit diesem Neffen, den der Geheimerath seiner politischen Gesinnung wegen haßte, Klara hatte sich soweit vergessen, daß sie sogar einen Besuch bei ihrem Vetter in dessen Wohnung machte.

Alle die altadligen und aristokratischen Ideen, mit denen der Geheimerath aufgewachsen war, concentrirten sich in diesem Augenblick in seinem In-

nern. Der Hohn der öffentlichen Meinung, der sich über das Haus Warren ergießen würde, wenn dies Verhältniß Klara's zu Hugo bekannt würde, das Zischeln in den vornehmen Kreisen, die wüsten Gerüchte, welche sich überall verbreiten mußten und welche übertragen werden würden auch auf den Vater, ihn seines Einflusses berauben würden bei Hofe! Alles dies stand in grellen Farben vor seiner Seele und brachte ihn zur Verzweiflung.

Aber nur kurze Zeit überließ sich der Geheimerath dem unthätigen Nachsinnen. Er sprang vom Sopha auf und eilte nach Klara's Zimmer.

Erst mußte er sich die vollkommene Ueberzeugung verschaffen, daß Klara wirklich in einem Verhältniß mit Hugo stehe, ehe er nach der Wohnung seines Neffen eilen, dort vielleicht Aufsehen erregen und sich compromittiren konnte.

Der Geheimerath eröffnete mit einem Nachschlüssel Klara's Schreibsecretair, er hoffte in demselben vielleicht Briefe zu finden, welche ihm ein Licht in diesem dunklen Labyrinth geben könnten.

Ein frisch gesiegelter und an ihn selbst adressir-

ter Brief fiel ihm gleich beim ersten Oeffnen des Schrankes in die Augen. Es war der Brief, den Klara geschrieben hatte, kurz bevor sie das Haus ihres Vaters verließ.

Der Geheimerath öffnete sogleich den Brief und las ihn.

Mit zitternder Hand hielt er das Papier, während seine Augen über die zierlichen Schriftzüge hinwegflogen. — Seine Stirn zog sich in düstere Falten zusammen, seine Hand ballte sich krampfhaft vor Wuth.

Nachdem er den Brief gelesen hatte zerknitterte er wüthend das feine Papier und kehrte langsamen Schrittes in sein Arbeitszimmer zurück.

Er überlegte einige Minuten, was er thun sollte, endlich kam er zu einem Entschluß. — Er warf sich schnell einen Mantel über und eilte nach Hugo's Wohnung.

Er drängte sich durch die Volksgruppen, welche auf dem Schloßplatze und in der breiten Straße standen; aber er war viel zu tief aufgeregt um im Geringsten auf dieselben zu achten, so sehr ihn auch

sonst die laut geführten Gespräche, die Verwünschungen des Volkes gegen die Bürgerwehr, interessirt haben würden.

Der Geheimerath nahte sich der Wohnung Hugo's. Vor dem Hause war ein ungeheurer Volksauflauf; er vermochte sich kaum durch denselben zu drängen. Das Geschrei des Volkes war hier wüthender als irgendwo bisher auf seinem Wege, so daß selbst der Geheimerath, trotz seiner tiefen Gemüthsanfregung, darauf aufmerksam wurde.

„Was ist hier?" fragte er sich nach dem Eingange des Hauses zudrängend.

„Was hier ist?" erwiderte ihm ein neben ihm stehender Arbeiter mit dicht zusammengezogenen Augenbrauen und vor Wuth zitternder Stimme, „Sie werden es gleich sehen, denn gleich werden sie kommen."

„Wer wird kommen?"

„Die Leiche!" war die kurze Antwort.

„Ich begreife nicht, was ist geschehen?" fuhr der Geheimerath fort, indem eine düstere Vorahnung ihn mit Grauen erfüllte.

„Man bringt die Leiche eines der gefallenen Arbeiter aus der Roßstraße, den die Bürgerwehr gemordet hat. Herr Warren will den Todten in seine Wohnung aufnehmen, ob vielleicht noch Rettung vorhanden ist. — Aber wozu sage ich das Ihnen, Sie alter Reactionair, Sie tragen ja auch die schwarzweiße Kokarde. Sie wollen sich wohl erfreuen an dem Blute, welches heut vergossen worden ist. Ja, drängen Sie sich nur vor und sehen Sie sich die Leiche an!" Und mit kräftigen Armen stieß der Arbeiter den Geheimenrath vorwärts und machte ihm Platz durch die dichtgedrängte Volksmenge. Nur durch diesen unvermutheten und nicht eben freundlich geleisteten Beistand gelang es dem Geheimenrath, vorzudringen bis an die Hausthür.

Plötzlich drängte sich die Volksmasse zurück und machte einen schmalen Weg frei für sechs Arbeiter, welche langsam näher schritten und auf einer Bahre einen schönen jungen Mann trugen, dessen bleiches Haupt zurückgesunken war auf das harte Lager. Die Augen waren geschlossen, die

dunklen Locken hingen unordentlich um das geisterbleiche Gesicht.

Der mit Blut besudelten Kleidung nach, gehörte der junge Mann dem Arbeiterstande an, aber als der Geheimerath ihm genauer in das schöne Antlitz schaute, da erkannte er in dem Todten seinen Neffen Julius von Lychtendorf.

„Julius! Julius!“ so schrie er laut, mit tiefem furchtbaren Entsetzen.

Mit wunderbarer Kraft, wie sie nur der Augenblick zu geben vermochte, drängte er Diejenigen von sich, die zwischen ihm und den Leichenträgern standen, um auf die Leiche zuzustürzen.

Hugo, der unmittelbar dem Zuge folgte, trat ihm entgegen.

„Du hast Recht, Oheim!“ sagte er mit ruhigem Ernst, „es ist Julius, Dein Neffe, den Du gemordet hast.“

Eine grausenhafte Stille folgte den Worten Hugo's und alle die Umstehenden wurden ergriffen von Schmerz und Entsetzen.

Die Leiche wurde in's Haus getragen, Hugo

und der Geheimerath folgten ihr, der Geheimerath mit ungleichen schwankenden Schritten. Er vermochte kaum sich aufrecht zu erhalten, so furchtbar tief hatte dies entsetzliche Ereigniß ihn berührt.

Hugo eilte den Trägern der Leiche vorauf, um seine Wohnung zu öffnen. Er klingelte, aber es wurde nicht geöffnet, denn sein Diener hatte die Wohnung verlassen. Zum Glück hatte Hugo selbst einen Schlüssel bei sich; er öffnete und schloß dann auch die Flügelthüren seines Wohnzimmers auf, welche er weit öffnete um den Trägern der Leiche Raum zu geben.

Er bemerkte es nicht, daß im Hintergrunde des Zimmers ein junger Mann stand, der sich ängstlich in eine Ecke zu verbergen suchte, als er die vielen Leute in's Zimmer treten sah. Es war schon ziemlich dunkel im Zimmer.

Die Arbeiter, welche die Leiche getragen hatten, setzten dieselbe auf den Boden, dann machte Hugo schnell Licht und jetzt erst erkannte er mit

tiefem Schreck Klara Warren, in Männerkleidung verhüllt.

Aber Klara's Blicke waren in diesem Augenblick nicht auf ihn, nicht auf irgend einen der übrigen Anwesenden gerichtet, sondern sie hatten sich starr geheftet auf das entstellte Gesicht der Leiche, denn auch sie erkannte in demselben Augenblick, wo der grelle Schein des Lichtes auf diese bleichen Züge fiel, in dem Todten Julius von Lychtendorf.

Mit einem Schrei des tiefsten Entsetzens eilte sie auf die Tragbahre zu, warf sich neben derselben nieder und ergriff die schlaff von der Bahre zu Boden hängende Hand des Leichnams.

„Großer Gott!" rief sie im furchtbaren Schmerz aus, „Julius! und todt!?"

„Er ist gefallen in dem grauenhaften Kampf," entgegnete Hugo düster, die Hand auf die Schulter seines Oheims legend, der noch immer wie vernichtet neben der Tragbahre stand und mit stieren Blicken in die geisterbleichen Züge des Leichnams schaute, „er ist gefallen in dem Bruderkampfe, den er selbst angeregt hat, angeregt auf

Deinen Befehl, Du hast sein Blut zu verantworworten, Oheim, Du, der Du den schwachen Jüngling hineingerissen hast in die politische Bewegung, ihn mißbraucht hast als Werkzeug für Deine finsteren Pläne; auf Dich komme sein Blut."

Jetzt erst bemerkte Klara ihren Vater. Sie sprang vom Boden auf und trat tief erschreckt einen Schritt zurück.

Aber auch der Geheimerath hatte sie bemerkt und es war vergeblich, daß sie sich umwendete, um ihr Gesicht vor dem Vater zu verbergen. Gerade durch diese Bewegung wurde die Aufmerksamkeit ihres Vaters auf einen Moment von dem Leichnam, der kalt und blutig vor ihm lag, abgezogen und auf seine Tochter gelenkt.

„Verbirg' Dich nicht, Klara," sagte er mit jener furchtbaren Ruhe, welche durch das Uebermaaß des Schmerzes und Entsetzens hervorgebracht wird, „ich kenne Dich, ich wußte, daß Du hier seiest. Ich kam deshalb hierher, aber ich konnte nicht ahnen, daß außer dem Schmerz,

über Deine Entehrung mir auch noch dieser grausenhafte Anblick bevorstände."

Der Geheimerath wurde unterbrochen durch die Ankunft des Arztes, welcher gerufen war.

Der Arzt befahl, daß sofort alle fremden Personen das Zimmer verlassen möchten, um ihn nicht zu stören; nur die drei Anverwandten des Gefallenen durften im Zimmer bleibn.

Der Arzt untersuchte jetzt aufmerksam die Wunde; er fühlte dem Todten an den Puls — an die Stirn — und mit furchtbarer Spannung erwarteten Hugo, Klara und der Geheimerath das Resultat der Untersuchung. Aber schon nach wenigen Augenblicken sagte der Arzt mit traurigem Tone:

„Er hat vollendet — jede Bemühung ist vergeblich, er ist todt."

Auch er verließ dann das Zimmer, um dem Schmerze der Verwandten nicht störend zu sein, denn trotz der Arbeiterblouse, welche den Leib der Leiche bedeckte, hatte der Arzt bemerkt, daß Julius nicht dem Stande angehörte, den seine Kleiduug

zu verrathen schien, und er hatte in den Zügen seiner Umgebung gelesen, wie nahe dieselbe ihm gestanden.

Eine tiefe furchtbare Stille folgte dem Ausspruche des Arztes; sie wurde nur unterbrochen durch das Schluchzen Klärchen's, welche neben dem Leichnam knieete und mit zärtlicher Hand die dunklen Locken aus dem schönen, bleichen Gesicht strich.

Der Geheimerath hatte sich in einen Lehnsessel geworfen und hielt den schweren Kopf gestützt in die rechte Hand, während Hugo mit großen Schritten im Zimmer auf und nieder ging.

Eine lange Pause folgte. —

Endlich raffte sich der Geheimerath auf und sagte mit tiefem, leisen Tone zu seiner Tochter:

„Er ist todt — es ist vergeblich, zu brüten über unsern Schmerz. Folge mir Klara, ich habe mit Dir zu sprechen."

Klara stand auf, aber sie folgte nicht dem Vater, der der Thür zugegangen war, sondern sie trat einen Schritt zurück und sagte kalt: „Was Du mit mir zu sprechen hast, Vater, das sprich

mit mir in Hugo's Gegenwart, ich habe kein Geheimniß vor ihm, vor meinem Verlobten."

„Was sagst Du? Wie kannst Du es wagen, Hugo Deinen Verlobten zu nennen!" rief der Geheimerath wüthend, „da Du weißt, daß mein Wille, der Wille Deines Vaters, Dich dem Lieutenant von Berg bestimmt hat?"

„Ich habe Dir bereits erklärt," entgegnete Klara mit eben der kalten Ruhe, mit der sie die ersten Worte gesprochen hatte, „daß ich nie, nie jenem Manne angehören werde. Ich habe Dir erklärt, daß ich selbst Deinen Fluch dem Unglück vorziehe, die Seinige zu werden, und ich werde mein Wort halten. Hugo gehört mein Herz, ihm soll auch meine Hand gehören!"

„Nun und nimmermehr!" rief der Geheimerath mit vor Wuth fast erstickter Stimme, „Herr von Berg ist Dir von mir zum Manne bestimmt, und Du mußt und wirst meinen Willen achten!"

„Sie werden selbst auf diesem Willen nicht bestehen, Herr Geheimerath!" entgegnete eine fremde Stimme.

Erstaunt blickte sich der Geheimerath um und erkannte den Justizcommissarius Seemann, der so eben in's Zimmer getreten war.

„Was wollen Sie, Herr?" fragte der Geheimerath erstaunt und entrüstet über das Eindrängen eines Fremden.

„Ich will Ihnen einen Dienst erweisen, Herr Geheimerath; einen Dienst dadurch, daß ich Sie hindere, eine Nichtswürdigkeit zu begehen und Ihre Tochter einem Manne zu opfern, der ihrer vollständig unwürdig ist."

Und mit gelassenem ruhigen Tone erzählte Seemann dem Geheimenrath seine Gespräche mit dem Lieutenant von Berg. Er zeigte ihm das Schriftstück, welches Herr von Berg als Dank für Seemann's Bemühungen ausgestellt hatte, er theilte ihm mit, daß Herr von Berg heute erst zu ihm gekommen sei, um ihn zu bitten, den Geheimenrath von Klara's Besuch bei Hugo zu benachrichtigen und um dadurch eine schnellere Vermählung mit Klara zu erzwingen."

„Also von Ihnen war der anonyme Brief, den ich empfing?"

„Nicht von mir, denn ich verweigerte es, Sie zu benachrichtigen; wenn Sie einen anonymen Brief erhalten haben, so ist dieser von dem Lieutenant von Berg selbst ausgegangen und Sie können aus dieser neuen Nichtswürdigkeit ermessen, ob ein solcher Mensch die Hand Ihrer Tochter verdient, ob er es verdient, daß Sie ihm ein ganzes, junges Leben opfern."

Hugo hatte bis zu diesem Augenblick nicht Theil genommen an den Gesprächen, jetzt trat auch er auf seinen Oheim zu und ergriff dessen Hand.

„Sieh', Oheim," sagte er mit tief bewegter Stimme, indem er auf die Leiche zeigte, „sieh' hier ein Opfer Deiner Politik, sieh', welche furchtbaren Folgen der Ehrgeiz Deiner Partei Dir getragen hat, wie er unsre Familie gespaltet und wie er Dir selbst die Schuld an dem Tode unsres unglücklichen Julius aufgebürdet hat. Ist es nicht genug an diesem einen vernichteten Leben, willst Du auch noch das Leben Deiner Tochter zerknicken,

willst Du auch noch mein Lebensglück vernichten? Klara liebt mich, und ich liebe sie mit dem ganzen glühenden Feuer meiner Seele, Du aber willst sie jenem Nichtswürdigen opfern, der Klara's Hand nur als eine Spekulation betrachtet und der schon vor der Verlobung sich die Mittel zu verschaffen suchte, um die Gattin dereinst mit Schimpf und Schande von sich stoßen zu können! Willst Du dies Elend, diese Schmach über Deine Familie bringen, Oheim? Ich bitte Dich, ich beschwöre Dich bei dem Lebensglück Deiner Tochter, bei Deinem Gewissen! ich beschwöre Dich bei dem Blute dieses stummen Zeugen, das Du zu sühnen hast, vergiß in dieser furchtbaren Stunde Deinen Ehrgeiz, Deine Pläne!"

Der Geheimerath schaute düster vor sich nieder; Hugo hatte seine Hand ergriffen, er suchte ihm diese Hand zu entziehen, aber Hugo ließ sie nicht, er zog seinen Oheim mit sich fort zu dem Leichnam und Klara, vom Gefühl überwältigt, knieete vor ihrem Vater nieder, ergriff seine andere

Hand und drückte glühende Küsse auf dieselbe. — Das waren ihre Worte, ihre Bitten.

Ein furchtbarer Kampf entbrannte in der Brust des kalten, stolzen Mannes. — Sein düstrer Blick streifte von den bleichen, schönen Zügen des Todten auf seine Tochter, deren thränendes Auge mit dem Ausdruck der rührendsten Bitte auf ihn gerichtet war.

Er vermochte nicht zu widerstehen. Er zog seine Tochter sanft und still zu sich auf und drückte einen Kuß auf ihre schöne Stirn; dann sagte er mit weicher zitternder Stimme: „Es mag denn sein. Vielleicht wird mir Verzeihung durch dieses Nachgeben für das junge Leben, welches ich geknickt habe. — Mögt Ihr glücklich werden, meine Kinder!"

Ende.

Druck von G. Bernstein in Berlin, Mauerstraße 53.

Bei dem Verleger dieses Werkes befindet sich ferner unter der Presse und erscheint demnächst:

Berlins Strassen, Kneipen und Clubs im Jahre 1848.

Von

Robert Sprenger.

8. (250 S.) brosch. Preis: 20 Sgr.

Geschichte des deutschen Volkes in den Jahren 1848 u. 1849.

Zwölf Vorträge

im Januar bis April 1850 in Berlin gehalten

von

Dr. S. Stern.

12 Lieferungen in 8. à 2½ Sgr.

Sociale Briefe.

an

von Kirchmann

von

Rodbertus.

Erste Lieferung 8. brosch. Preis: 7½ Sgr.

Das Ganze wird aus fünf Lieferungen bestehen, und die sociale Frage ausführlich erörtern. Es dürfte dieses Werk des berühmten Autors um so mehr ein großes Interesse erregen, als ein Buch, welches die sociale Frage ausführlich und gedrungen behandelt, noch gänzlich fehlt.